

8.

Meta Heusser-Schweizer.



Lebensbild

einer christlichen Dichterin

von

P. Sutermeister,
Pfarrer in Walzenhausen.



Basel.
Verlag von R. Reich
(vormals C. Detloffs Buchhandlung)
1898.

Reben am Weinstock.

Lebensbilder

aus allen Zeiten der christlichen Kirche.



Herausgegeben

von

Gustav Peyer, V. D. M.,
in Basel.

Ernst Miescher, Carl Pestalozzi, Johannes Schnyder,
Pfarrer in Basel. Pfarrer in St. Gallen. Pfarrer in Bischoffzell.

VIII.

Meta Heußer-Schweizer.

Basel.

Verlag von R. Reich
(vormals C. Detloffs Buchhandlung)
1898.



Meta Heußer-Schweizer.



Lebensbild

einer christlichen Dichterin

von

P. Sutermeister,
Pfarrer in Walzenhausen.



Basel.

Verlag von R. Reich
(vormals C. Detloffs Buchhandlung)

1898.

Druck von M. Werner-Niehm in Basel.

Vorwort.

Das Lebensbild einer christlichen Dichterin ist es, das wir in den folgenden Blättern unsern Lesern vorführen möchten. Dasselbe kann freilich von vornherein weder auf Vollständigkeit noch auf Selbständigkeit irgend welchen Anspruch machen; zu ersterer flossen die Quellen zu spärlich, zu letzterer fehlte es uns an eigener Anschauung. Die „Verborgene“ hat es schon Zeit ihres Lebens nicht geliebt, an die Öffentlichkeit zu gelangen, und hat es auch ihren Kindern untersagt wissen wollen, etwas in dieser Richtung zu thun. So stützen sich diese Mittheilungen beinahe ausschließlich auf bereits Gedrucktes; jedoch dürfte dieses heute nur noch schwer zugänglich sein. Es sind dies die 1. Auflage von Ad. Zahns „Frauenbriefen“ (in den folgenden sind die Briefe einer „Verborgenen“ ausgefallen) sowie eine ungütigst überlassene, als Manuskript gedruckte Sammlung „Lebensbilder“. Was noch da oder dort zerstreut aufzufinden war: Einen biographischen Nachruf von Menzel im Daheim 1876; eine Einführung Meta Heußers in Otto Kraus' „Geistliche Lieder des XIX. Jahrhunderts“; einen im Zürcher Taschenbuch 1896 abgedruckten Vor-

trag von Pfarrer L. Pestalozzi haben wir, soweit es uns neues bot, dankend benutzt. Man könnte nun fragen, warum man denn die Verborgene, deren Wunsch dies doch gewesen wäre, nicht verborgen habe bleiben lassen. Wir erwidern: Sie war und ist eben keine Verborgene mehr; ihre Lieder haben ihren Namen schon weit hinaus getragen in alle Welt, haben Unzählige gelobt, getröstet und erquickt. Und wenn dies nun bei den Liedern, die sie selbst als eine Gabe Gottes betrachtete, der Fall war, mußte das nicht vielmehr der Fall sein bei ihrem Leben, von dem die Lieder doch nur einen schwachen Wiederhall bilden. — Auch ihr Leben ist in seiner Vorbildlichkeit ein von Gott gewirktes Leben gewesen, neben allem menschlichen, das demselben anleben mochte. Und nachdem es uns ungesucht vergönnt worden, einen Blick in dasselbe zu thun, glaubten wir auch andern, was Gott in ihr gethan und noch durch sie wirken kann, nicht vorzuenthalten zu dürfen. Darnach richtete sich auch die Behandlung dieses Lebensbildes einer christlichen Dichterin. Nicht die Dichterin war uns daran das Wichtigste, sondern die Christin, in ihrer Vorbildlichkeit vorab für die Frauen und Jungfrauen unserer Zeit, aber auch für jeden Christen überhaupt, der Freude hat, Christi Spuren in seinen Jüngern und Jüngerinnen nachzugehen. Keine erschöpfende Biographie, kein Quellenwerk für den Litterarhistoriker, kein bloßes Unterhaltungsbuch wollten wir geben, sondern schlicht und einfach das Bild einer „Rebe am Weinstock“ die ihr Leben verborgen mit Christo in Gott führend uns zu zeigen vermag, wie aus solch inniger lebenslänglicher und

unzertrennlicher Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser auch aus scheinbar dürrer Stamme Ströme und Kräfte ewigen Lebens zu fließen vermögen. Darum haben wir auch so viel als möglich sie selbst reden lassen, und alle unnötigen Namensnennungen, allen statistischen Kram thunlichst beiseite gelassen. Christum zu preisen in einer seiner edelsten Jüngerinnen, die während ihres ganzen Lebens mit all' ihrem Dichten und Trachten auch nichts anderes gewollt, ist die Absicht dieses Büchleins. Möge es der Verborgenen zu den Bekannten noch manche unbekante Freunde erwecken und ihr Vorbild dem Herrn Jünger und Jüngerinnen, bereit, wie sie, zu wandeln in seinen Fußstapfen.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
1. Kindheit und Jugend	1
2. Äußerer und innerer Bildungsgang	8
3. Metas Ehe. Die „Frau Doktor“	17
4. Mutterliebe und Mutterleid	26
5. Aus den Briefen eines Menschenalters	31
6. Metas Erholungszeit	51
7. Metas letzte Lebensjahre und Heimgang	60
8. Rückblick. Meta Heuser-Schweizer als Dichterin	66





1. Kindheit und Jugend.

Stets gewährt es ein besonderes Vergnügen, den Stätten nachzuforschen, wo bedeutende Menschen das Licht der Welt erblickt, wohl auch gelebt und gewirkt haben, wo sie gestorben und begraben sind. Unentbehrlich geradezu ist es für den, der es unternimmt, das Leben unserer christlichen Dichterin, Meta Heusser-Schweizer zu schildern; ist dasselbe doch aufs engste verknüpft mit jenem Orte, der ihr Geburtsort gewesen, die Stätte ihrer Kindheit und Jugend, an dem kurz gesagt ihr ganzer Erdenlauf sich vollzogen und in dessen Friedhof ihre irdische Hülle ruht. An der Straße von Horgen nach Zug, auf dem Höhenpunkte zwischen dem Zürichsee und dem Sihlthal, befindet sich Hirzel, der Geburts- und Sterbeort der Dichterin. „Über Berg und Thal“ so wird uns derselbe geschildert, „liegen die Hüttlein in anmutiger Unordnung zerstreut, die Kirche hat sich mehr in die Tiefe gezogen und lockt ihre Eingepfarrten zu sich herab. Steigt man auf die Höhen, so wird zur Linken der staunende Blick festgehalten von den Glarner Alpen, unter denen der Tödi sein ehrwürdiges

Regiment führt: zur Rechten steigen Pilatus und Rigi hervor, die beiden heiligen Wächter des Vierwaldstättersees. Wenn wir von diesem strahlenden Bilde gleichsam müde das Auge abwenden, so kann es in die dunklen schattigen Waldpfade zur Erquickung einkehren, die hinter uns den Höhenzug des Albis herabführen. Wie duften die frischen Matten, über deren schwellendes Grün der Fuß hinschreitet und das belebte Herz glaubt von den Bergen Gottes hoch und hehr nur noch einen Schritt zum Himmel zu haben.“ Manchen unserer Leser werden diese lieblichen Höhen auch bekannt sein durch die Schilderungen, welche eine Tochter unserer Dichterin, die beliebte Jugendschriftstellerin Johanna Spyri, in mehreren ihrer reizenden Kindererzählungen von dieser ihrer eigenen Kinderheimat entworfen. Wir werden später noch Gelegenheit haben, den großen Einfluß, den jene herrliche Natur auf Meta — wie wir Meta Heußer-Schweizer der Kürze halber nennen wollen — hatte.

Im Pfarrhause von Hirzel nun wurde am 6. April 1797 Anna Barbara Margaretha Schweizer geboren; der letztere Name, zugleich ihr Rufname, wurde, wie bei ihrer Großmutter, in „Meta“ umgewandelt. Ihre Eltern sind es wert, daß wir einen Augenblick bei ihnen verweilen. Wir lassen hier wie noch öfters unsere Quellen sprechen, ohne sie immer wörtlich anzuführen. Ihr Vater Diethelm Schweizer, ein schlichter, einfacher, herzlicher Mann, der sich durch seinen lebendigen Glauben an das Wort Gottes und sein Anhängen am persönlichen Wort auszeichnete zu einer Zeit, wo das Evangelium teuer war im Lande, war das Kind einer gottesfürchtigen Familie, die ursprüng-

lich aus Schwyz stammend, im Kanton Zürich, wohin sie eingewandert, Schweizer genannt wurde. In Metas Erinnerung lebte von älteren Verwandten namentlich ihre Großmutter väterlicherseits fort; eine Margaretha, wie ihre Enkelin, eine „Perle“, wie letztere bezeugte; von Hamburg gebürtig. Vielleicht leitet sich von ihr Metas deutsche Gesinnung und ihre Liebe zu Deutschland her, die sie in der Schweiz auch dann festhielt, wenn sie wie im Jahre 1870/71 damit in ihrer Umgebung fast allein stand. Die ernste Frömmigkeit in Diethelm Schweizers Elternhause war der Anlaß, daß derselbe Theologie studierte. Als Kandidat besuchte er seinen Freund Brämi im Pfarrhaus zu Dübendorf, Kanton Zürich, wo er von der Pfarrfamilie Gexner herzlich aufgenommen wurde, und daher immer wieder dort einkehrte. Bald schloß sich der jüngste Sohn, Georg, später Antistes in Zürich, eng an ihn an, und Schweizer, von Liebe zu Gottes Wort erfüllt, wußte auch den Knaben dafür zu erwärmen. Schweizer las nun regelmäßig, wenn er nach Dübendorf kam, mit Georg und seinen Geschwistern in der hl. Schrift. Selbst die Eltern nahmen mit Interesse an diesen, wohl mit Auslegungen verknüpften Vorlesungen teil. Zu Anna Gexner fühlte sich Schweizer besonders hingezogen; aber ehe er ein festes Band zu schließen wagte, wollte er seine äußere Stellung gesichert sehen. Dafür aber war ihm sein ernster Sinn und seine kirchliche Richtung im Weg, war er doch mit dem zwar ältern, doch ihm befreundeten und später verwandten Lavater in den Grebelhandel*)

*) Junker Felix Grebel (Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters) hatte sich als Landvoigt von Grüningen (1755

vermengt gewesen. Endlich — es war im Februar 1785 — wurde dem mißliebigen jungen Geistlichen von der Regierung des Kantons Zürich die heute st. gallische, damals aber im kirchlichen Verband mit Zürich stehende arme und abgelegene Pfarrgemeinde Diepoldsau angewiesen. So konnte er sich denn mit Anna Gessner verbinden; der unterdessen Student gewordene Georg hielt die Traurede, und der Vater Gessner kopulierte sie.

Der Weg nach Diepoldsau führte die jungen Eheleute über St. Gallen. Um ihnen freundliche Herzen zuzuführen gab ihnen Lavater eine Empfehlung an die Familie Bernet in St. Gallen mit, der eben die spätere Anna Schlatter, die „st. gallische Lydia“ angehörte. Gleich diese erste Bekanntschaft führte zu einem innigeren Bunde zwischen den verschiedensten Gliedern der beiden Familien, der durch Korrespondenzen und gelegentliche Besuche der einen bei den andern noch befestigt wurde. Wir werden noch Gelegenheit haben, auf diese segensreiche Verbindung zurückzukommen.

In Diepoldsau wurden dem Ehepaare Schweizer drei Töchter geschenkt, Elisabeth, Anna und Regula, von welchen die letztere zeitlebens mit Meta eng verbunden geblieben. Im Jahre 1797 wurde Diethelm Schweizer

bis 1761) zahlreiche Übergriffe und Ungerechtigkeiten erlaubt. Nachdem ihre Aufforderung, „den Raub zurückzugeben,“ erfolglos geblieben, ließen Lavater und sein Freund Füsli (später Londoner Füsli genannt) in Lindau die Klageschrift „Der ungerechte Landvogt oder Klagen eines Patrioten“ drucken, worauf Grebel verbannt wurde, aber auch Lavater und Füsli wegen „ungefährlichen Vorgehens“ einen scharfen Verweis erhielten.

nach Hirzel versetzt, und dort war es eben, wo Meta das Licht der Welt erblickte.

Als Meta zur Welt kam, gährte es bedenklich in der Schweiz. Überall drang der Geist der französischen Revolution ein, und wer noch an den angestammten Rechten und Ordnungen festhielt, hatte hie und da viel zu leiden. Zu diesen gehörte Metas Vater. Schon die Kriegsjahre 1799—1801 brachten viel Unruhe und unter anderem auch lästige Einquartierung ins Pfarrhaus. „Die fremden Gestalten mit den dunkeln Schnurrbärten“, die damals ihr Heim belebten, blieben Meta zeitlebens in Erinnerung und bildeten eine ihrer frühesten Erinnerungen. Am meisten aber hatte Pfarrer Schweizer eine Zeit lang in der eigenen Gemeinde zu leiden, da er als „aristokratisch“ verschrieen wurde, und manche Lebensgefahr bestehen mußte. So wird uns aus jener Zeit folgendes berichtet:

Als die Franzosen der Schweiz eine neue Verfassung gaben, mit neuer Obrigkeit, ermahnte Pfarrer Schweizer zum Gehorsam gegen dieselbe, was ihm sehr übel ausgelegt wurde. Er wurde bei der Aufruhrpartei so verhaßt, daß man ihm z. B. einmal einen Ameisenhaufen auf die Kanzel transportierte. „Eines Morgens stürmte eine wilde Rote auf das Pfarrhaus los. Sie hatten vom Befehlshaber der Aufständigen den Auftrag, den Pfarrer als Gefangenen mitzubringen. Wildes Geschrei ertönte um das Haus, Bestürzung und Verwirrung ergriff die Familie. Nur der Mann, den sie suchten, blieb ruhig. Mit aller Freundlichkeit lieferte er sich den Männern aus, und bat sie, noch bevor sie ihn wegführten, einen Trunk Wein anzunehmen, worauf jene auch eingingen. Schnell

wurden mehrere Eimer mit Wein vom Pfarrhaus in die Schule gebracht, wo sich die Männer lagerten. In jenen Augenblicken der Noth und Verwirrung war's, daß das fünfjährige Töchterlein der Familie (eben unsere Meta) zum erstenmale in seinem Leben durch die Noth auf die Kniee zu einem Herzensgebete getrieben wurde, was dann der entscheidende Wendepunkt in seinem Leben ward. — Während nun die Mannschaft im Flur des Pfarrhauses und in der Schulstube sich gütlich that, kam auf einmal das Gerücht, es seien eidgenössische Truppen in der Nähe zur Unterdrückung des Aufstandes. In wenig Augenblicken war keiner der Männer mehr zu sehen und die Pfarrfamilie konnte wieder frei aufathmen. Der Anführer der Rotte aber war in derselben Nacht verschwunden und kam erst lange Jahre nachher wieder als Unbekannter zu Schweizer, indem er ihm bekannte, wie das ruhige Auftreten des ehrwürdigen Pfarrherrn, auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht habe und er nun durch Gottes Gnade ein anderer geworden sei. — Schweizers Verhalten hatte aber das Gute zur Folge, daß auf seine Fürbitte Hirzel mit Exekutionstruppen, wie sie damals zur Zähmung der Aufständischen verwandt wurden, verschont blieb. Das wandte ihm wieder die Herzen der vorher Feindseligen zu, darunter auch eines Mannes, der einst im Zorn mit offenem Messer ins Pfarrhaus geeilt war und nur durch die Geistesgegenwart einer Tochter des Hauses vor blutiger Gewaltthat hatte abgehalten werden können.

Von der Mutter Metas hören wir durch Zahn, den Herausgeber der einst vielbesprochenen „Frauenbriefe“ aus denen wir manches schöpfen. Er sagt, indem er von Pfarrer

Schweizer spricht: In seiner Gattin hatte er eine tiefe, feine Natur neben sich, die in der Weisheit des stillen Geistes und in zarter sich verbergender Liebe wohlthätig ihren Mann und ihre Töchter beeinflusste. Was sie insbesondere ihrer Tochter gewesen, das deuten Gedichte und Briefe derselben genügsam an, so namentlich ein Brief Metas an eine Freundin nach dem Tode dieser Mutter. War doch Meta mit derselben so innig verwachsen, daß sie ihr einst die schönen Zeilen widmete:

„Wie mit Monikas Seele die Seele Augustins eins war;
Also ist ewig mit Dir eins mein erlöseter Geist!“

In seiner Frömmigkeit war das Ehepaar Schweizer tiefgewurzelt, innig und wie ihre Gesinnungsgenossen jener Zeit allianzmäßig. Sie nahmen regen Anteil an dem oft so eigenartigen Verkehr der Gläubigen in allen Ländern wie in allen Ständen, und sahen auch im Pfarrhaus Hirtel die mannigfaltigsten Gäste. Freilich ist manches in der Frömmigkeit jener Zeit als ein Rückschlag der vorhergehenden und zum Teil gleichzeitig noch nachwirkenden schrecklichen glaubenslosen Zeit zu verstehen; auch bei dem scheinbaren Aufschwung des Glaubens zeigte es sich, wie es da und dort noch „menschelte“ und wie nicht alles, was sich als eine Eingebung des hl. Geistes ausgab, dies wirklich war. Leicht verfielen die Gläubigen jener Zeit in eine einseitige Schwärmerei und waren nahe daran, den Boden eines nüchternen Glaubenslebens unter den Füßen zu verlieren. So suchte einst Schweizer mit den Geßnerschen Geschwistern und einigen anderen Neuerweckten einen stillen Wohnplatz, wo sie schon auf Erden ein

sichtbares Gottesreich bauen und darstellen könnten. Schweizer selbst wurde schließlich nur durch die anderen genötigt, seinen Plan aufzugeben.



2. Äußerer und innerer Bildungsgang.

In solcher Luft wuchs Meta auf, getreulich behütet von fürbittender Elternliebe. Im Frieden des Pfarrhauses bildeten sich in aller Stille die Gaben heran, mit denen sie dereinst so viele ihrer Miterlösten erbauen und erlaben sollte. Sie selbst hat es einst in einem Briefe ausgesprochen: „Pfarrhausluft ist doch noch die heimlichste in dieser fremden Welt.“ Zwar war von „Bildung“ im heutigen Sinn des Wortes kaum die Rede. Die schlichte Pfarrerstochter von damals wäre vielen unserer heutigen Modedämchen wohl als schrecklich ungebildet erschienen. Eine weitere Ausbildung wie man sie heute versteht, die ja doch nur vielfach auf Einbildung ruht, als könne und wisse man alles, ward ihr nicht zuteil. Im Unterricht des Vaters erwarb sie sich die nötigsten Elementarkenntnisse, bei der Mutter erlernte sie die häuslichen Arbeiten. Das Elternhaus erfüllte an ihr, was heute mühsam in allen möglichen Instituten und Kursen erlernt werden muß. Statt einer oberflächlichen Bildung besaß sie jene feine Herzensbildung und jenen sicheren Takt, wie sie nur aufrichtige Herzensfrömmigkeit, ein tiefes Vertrautsein mit der hl. Schrift von Jugend an, und mündlicher oder

schriftlicher Umgang mit lebendigen glaubens erfüllten Christen verleiht. Es zeigte sich auch an ihr namentlich das Wort Gottes als ein überaus mächtiges Bildungsmittel, wie an so vielen andern Tausenden, die anderweitiger Bildungsmittel entbehrten. Ihr Umgang mit der Bibel war ein täglicher, inniger, vom Gebetsgeist getragener; ihre Bibelkenntnis eine ganz außergewöhnliche und diente ihr in späteren Jahren auch dazu, in politischen oder religiösen Zeitfragen ein oft überraschendes, aber stets biblisch begründetes Urteil mit großer Sicherheit abzugeben. Daß sie wenigstens in späteren Jahren sich eine gewisse Mäßigkeit bewahrte, daran war der Segen der Arbeit schuld, der ihr im Elternhause von frühe an nicht fehlte. Sie selbst schildert ihre Jugendzeit in folgenden Worten:

Ein Kind der alten schlichten Sitte
 Erwuchs ich auf verborg'ner Flur,
 In eines Pfarrhofs stiller Mitte,
 Genährt von Bibel und Natur.

Mich lehrten Dichter nicht noch Weise,
 Die Sängerkürsten kannt' ich kaum,
 Es war in meinem engen Kreise
 Für Arbeit und Gebet nur Raum.

Gewiß aber waren dabei sie und ihre Schwestern viel glücklicher als manche nur für den Müßiggang und das Glänzen in Gesellschaften erzogene Töchter unserer Tage. Daß es dabei auch an geistigen Freuden nicht fehlte, zeigt jene Schilderung, die Metas Tochter Ega in der Vorrede zu einer englischen Ausgabe der Gedichte ihrer Mutter von jener Zeit entworfen:

„In Stille und Verborgenheit wuchs sie auf, mit wenig anderen Bildungsmitteln versehen als dem Buch der Bücher und dem Buche der Natur, die sie beide immer wieder las, für die sie ein tiefes Verständnis hatte, was sich später deutlich in ihren Briefen kund gab. Wie groß mochte für ihr poetisches Gefühl die Freude sein, als Schillers und Goethes Werke den Weg in das einsame Pfarrhaus fanden. Bei ihrem Spinnrädchen sitzend lernte sie mit ihren Schwestern mit Begeisterung die Schillerschen Balladen, überhaupt sammelte sie sich, nachdem sie auch mit andern Dichtern bekannt wurde, einen Schatz von geistlichen und weltlichen Liedern für ihr Gedächtnis, der ihr blieb bis in ihr hohes Alter, und kaum ereignete sich etwas, auf das sie nicht einen passenden Liedervers anzuwenden wußte.“

Auch wird uns erzählt, daß Meta für die Freiheitslieder eines Arndt und Schenkendorf, besonders aber für die Gedichte von Th. Körner begeistert gewesen.

Es ist hier auch der Ort, von den Einflüssen zu reden, die für ihr späteres dichterisches Wirken von Bedeutung waren. Meta selbst spricht sich in jenem bereits erwähnten Gedichte darüber aus. Sie sagt darin:

Es war mein Leben aufgeschlossen
 Der Menschheit tiefem Weh und Ach.
 Ihm ist manch frühes Lied entsprossen,
 Das wie ein Bergquell Bahn sich brach.
 Und in des heil'gen Kreuzes Nähe,
 Wo für die Brüder der erbleicht,
 Der Heil uns schuf mit bitterm Wehe,
 Ward meine Harfe mir gereicht.

Das tiefe Mitgefühl mit der leidenden Menschheit, aber auch die frohe Überzeugung von der Kraft der Erlösung in Christo Jesu waren in der That die beiden tiefsten Wurzeln ihrer Dichtung. So dichtete sie nicht um zu glänzen, sondern um zu trösten und zu erquicken, sich und die anderen, im Erdenleid. Vom Schöpfer hatte sie dafür vor andern eine herrliche Gabe erhalten; aber sie war ihr eben nie mehr als eine „Gabe“, sie im Dienste des Nächsten und zur Ehre des Herrn anzuwenden. Bei ihrem feinen Geschmack hatte sie ungeteilte Freude an allem Schönen, so insbesondere an den Werken anderer Dichter; aber sie prüfte alles im Lichte des Wortes Gottes und machte „die Würze nie zur Nahrung“. Dazu kam, daß sie, von Natur zarter besaitet als andere, jeden fremden Schmerz aufs tiefste mitempfand und den Mißklang des Lebens schärfer heraushörte, als viele. Daher hatte Gott sie auch zuerst „in der Verborgenheit eines warmen Familienkreises innerlich erstarken lassen, ehe ihr Name auch nur den Nächsten bekannt wurde.“

Zweierlei trat zu obigem hinzu, was als Bildungsmittel nicht unterschätzt werden darf: ein intensiver Naturgenuß und eine eifrig gepflegte ausgedehnte Korrespondenz. Beides konnte noch ungehinderter stattfinden in einer Zeit, die weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe kannte; doch hat Meta noch in späterem Alter beides mit Liebe und Treue gepflegt. „Nie,“ so wird uns bezeugt, „war wohl eine Zürcherin so über alle nahen und fernen Höhen des Schweizerlandes orientiert, wie Meta Heußler; nie hat auch eine Schweizerin mit solch warmer Liebe die geistigen und sinnbildlichen Beziehungen der hehren Alpennatur von

ihren Bergriesen an bis zu ihren kleinsten Blümchen herab auf das Menschenherz und Menschenleben aufzufassen und zu deuten vermocht, wie sie es in ihren Dichtungen gethan hat. Ihre erhabenen Bergesänge, wie ihre schlichten, duftenden Blumenliedchen legen Zeugnis davon ab.“ Eine besondere Freude war es ihr, mit gleichgesinnten Freundinnen weitere Spaziergänge zu unternehmen. So erzählt sie von einem Besuche, den sie 1818 in St. Gallen machte (der erste fiel in das Jahr 1813). „Wie jubelten wir, als wir zusammen auf den Appenzellerhügeln wanderten, wollten Berg und Thal, Alpen und Seen aufrufen: lobet mit uns den Herrn!“ Und von einem ihrer letzten Besuche in St. Gallen, den sie nahezu fünfzig Jahre nach jenem ersten im Juli 1862 daselbst machte und wo sie anlässlich einer Familienvereinigung auf der aussichtsreichen Bögelnsegg ihren Gefühlen ergreifenden Ausdruck verlieh, wird uns von einer Zeugin jener Tage erzählt: „Frau Doktor (Meta Heußer) genoß den Anblick unserer herrlichen Natur immer wieder aufs neue und bei jedem Besuche gab es Höhepunkte, in denen sich die Freude an der Aussicht mit der des Zusammenseins im Freundestreise unvergeßlich verknüpfte, wie sie auch nie müde wurde, sich der lieblichen Fernsicht vom Hirzel zu erfreuen und allen Besuchern des Doktorhauses mit liebevollem Stolze vorzuweisen.“ So hat sie auch lange schon vor Gerolds berühmtem gewordenem Cyklus „heilige Berge“ im Anschauen der vaterländischen Gebirgswelt die Berge der Gottesoffenbarungen besungen.

Und das andere unvergleichliche Bildungsmittel jener Zeit war die Korrespondenz. In unserer Zeit, wo der Telegrammstil und die Geschäftssprache sich beinahe schon

in die Familienbriefe drängt, wo man vor lauter Vielgeschäftigkeit keine Zeit mehr hat, einen Brief von über vier Seiten zu schreiben oder auch nur zu lesen, machen wir uns nur schwer einen Begriff von dem Umfang den damals der Briefwechsel gewann, wozu freilich auch der Umstand etwas beitrug, daß bei den schwerfälligen Verkehrsverhältnissen jener Zeit ein mündliches sich Ausprechen nur selten möglich war. So hat auch Meta schon als junge Tochter einen regen Briefwechsel geführt, und in mancher Familie mögen heute noch Briefe von ihrer Hand sorgsam aufbewahrt sich finden, die sich fünfzig und sechzig Jahre lang an die gleiche Adressatin richteten. Sie selbst bemerkt einmal über das Briefschreiben:

Zum Austausch werden die Gedanken ja geboren,
Wo Wort und Antwort fehlt gehn sie dir selbst verloren.

Von ihren uns erhaltenen Briefen, aus denen wir in einem besondern Kapitel manches mitzuteilen gedenken, sind mehrere an Glieder der uns schon bekannten Schlatter-Bernet'schen Familie gerichtet. Wir wissen bei welchem Anlaß die Eltern der beiden Familien sich nahe getreten. Die Freundschaft trug sich auch auf die Kinder über. Im Jahre 1806 machte Anna Schlatter-Bernet eine Reise zu ihrer lieben Freundin, der Witwe Lavaters nach Zürich. Auf derselben war sie von ihrem ältesten Töchterlein Babette begleitet. „Schon im Geznerschen Hause in Zürich trafen Babette und Meta zusammen, fühlten sich gleich von einander angezogen und schlossen einen ewigen Freundschaftsbund. In beiden hatte die echtchristliche Erziehung und Umgebung einen guten Grund gelegt, beide hatten kräftige ausgeprägte Charakterbildung, waren ungekünzelte

Naturkinder, ihre Liebe zu Gott und unter einander äußerte sich in wahrer und warmer Weise; so blieb denn auch dies frühgeknüpftte Liebesband ungelöst durchs ganze Leben.“ Ein Besuch Anna Schlatters in Hirzel knüpfte dieses Band fester. Meta selbst besuchte ihre Freunde in St. Gallen im Jahre 1813. Dort lernte sie auch die Schwestern ihrer Freundin kennen und verband sich in dieser glücklichen Zeit ihres Zusammenseins besonders mit der geistesfrischen und energischen Kleophea. „Zwischen Kleophea und Meta“, so wird uns erzählt, „blühte seitdem ein inniges und festes Gemeinschaftsleben der Liebe; die beiden gleich stürmischen und erregbaren Naturen ketteten sich so treu aneinander, daß sie sich in Wahrheit mit David und Jonathan vergleichen konnten. Die Gedanken der einen fanden vollen Wiederklang in dem Herzen der anderen, und ihr Motto war: Wir haben uns verstanden! Es entstand zwischen den beiden eine lebhafteste und emsige Korrespondenz, in der sich die Freundinnen mit zärtlichster Liebe oft schwärmerisch überschütteten, aber da beide reich begabt und voll Poesie waren, hatte auch diese Schwärmerei einen angenehmen Zauber. Was sie erlebten und thaten, thaten sie in gegenseitigem Angedenken und mit der Frage, wie sich die andere in diesem Falle benehmen würde. Sie waren sich auch ferne nah und „umrankten“ sich allezeit.“ Soweit Dr. Zahn, der Sohn der Kleophea und Domprediger in Halle, in seinen bereits erwähnten Frauenbriefen, und er fährt fort: „Die Liebe von Meta und Kleophea erkaltete nicht ihr Leben hindurch, sie blieb bis in die Tage des Alters gleich stark; nur wurden sie stiller und ernster. Sie wurden immer mehr in nachdrücklichen Erfahrungen von ihrer Untüchtigkeit zu allem

Guten und ihrer Geneigtheit zu allem Bösen überführt, schöpften aber auch aus dem unerschütterlichen Frieden, der in Christo Jesu ist, mit Freuden das Wasser des Heils. Sie wurden dann durch die Verhältnisse weit auseinandergeführt, indem Kleophea, die eine Erzieherinnenstelle angenommen hatte, sich nach Deutschland verehelichte, während Meta im Lande blieb. Aber als hochbetagte Frauen haben sich die Freundinnen noch einmal gesehen. Da hatten die frischen Mädchen von ehemals keinen andern Wunsch mehr, als sich einst an den Küsten Kanaans begrüßen zu können, dort auch ihre Kinder zu finden und vollkommen zu genesen in der freien Gottesluft, die auf den Bergen Jerusalems weht.“

An der Freundschaft der Kinder nahmen vor allem die Mütter herzlichen Anteil. Mit „Vater“ und „Mutter“ wurden die beiderseitigen Eltern angeredet, und es bestand unter den Gliedern jener Familien das zarte verwandtschaftliche Verhältnis, wie es zwischen Kindern Gottes nicht selten ist, und welchem Meta selbst später in einem ihrer (bisher ungedruckten) Briefe Ausdruck verliehen, indem sie nach einer anderen ihr nicht minder verbundenen Seite hin schrieb: „Es giebt inmitten der allgemeinen Gemeinschaft aller Gläubigen denn doch noch eigene näher verwandte Kreise (wie es im Volke Familien giebt) die sich eigens angehören durch besondere Verwandtschaft;“ Worte, die sich auf das Verhältnis der Schweizerschen zur Schlatterschen Familie aufs beste anwenden lassen. Zu Anna Schlatter insbesondere stand Meta in einem wahrhaft kindlichen Verhältnis. Zeugnis hievon legen jene wahrhaft mütterlichen Briefe von Anna Schlatter an Meta ab (sie unterschreibt sich oft „deine Mutter Anna“) welche

in der Sammlung von Briefen A. Schlatters, herausgegeben von F. M. Zahn, sich befinden. Wir können uns nicht versagen, aus einem derselben, geschrieben im Jahre 1813, wahrscheinlich kurz nach dem erwähnten Besuch Metas in St. Gallen, und „Abschiedsworte“ betitelt, einiges mitzuteilen; dienen diese Worte doch zur Charakteristik der Empfängerin wie der Schreiberin. Wir dürfen auch wohl sagen, daß Meta sich dieselben zu Herzen genommen. Anna Schlatter schreibt:

„Baue fort auf dem schönen Grund, den Jesus Christus selbst in dich gelegt hat; mehre Deine christliche Erkenntnis durch fleißiges Bibellesen; Jesum Christum kennen zu lernen sei Dir mehr wert, als alle anderen Kenntnisse und Wissenschaften. Unterhalte Deinen Glauben an Ihn, Deine Liebe zu Ihm durch kindlich herzliches Gebet, denke Dich immer recht in seiner Nähe, unter seinem Auge und lerne mit Ihm umgehen, wie mit Deinem besten Freunde.“

„O Liebe, ich kann Dir nichts besseres wünschen, als daß Du eine immer innigere, immer lebendigere Thatchristin werden mögest. All Dein Thun und Lassen sei ein Gottesdienst. Und aus Liebe zu Deinem Herrn werde auch immer thätiger in allem, was einer Tochter und künftigen Hausfrau zu thun und zu wissen ansteht und obliegt. Das geringste Werk aus Liebe gethan, gefällt dem wohl, der nicht kam, daß er sich dienen lasse, sondern diene; nichts schändet uns, als die Sünde. . . . Hänge nie den Schild der Frömmigkeit absichtlich heraus, aber schäme Dich auch nie, Dich als Christin zu bekennen, und freue Dich, wo Du von ihm sprechen oder mit Liebe und Ehrfurcht sprechen hören kannst, von Ihm, der unser höchstes

Gut ist und bleibt und einst unser Richter und Befeliger sein wird. . . .“

Fürwahr, Worte, wie sie heute noch jede Mutter für ihre Tochter schreiben dürfte; Mahnungen, die an einer Meta nicht ungehört verhallen konnten.

Aber bei diesen und anderen gelegentlichen Äußerungen blieb es nicht. Der Umgang mit Anna Schlatter und ihrer Familie hatte auf die Dauer einen großen Einfluß auf Meta. Durch die vielen Verbindungen des Schlatter-Bernetschen Hauses mit nahen und fernem Reichgottesfreunden kamen auch die Schwestern in Hirzel mit denselben in Berührung, sei es brieflich oder persönlich. Es gehörte dies zu den Besonderheiten einer Zeit, wo mitten im dürresten Nationalismus die spärlichen Quellen wahren religiösen Lebens kräftiger rauschten als zu andern Zeiten.

Von anderen Verbindungen aus jener Zeit nennen wir namentlich noch diejenige mit der Familie des Waisenvaters Heß in St. Gallen, wozu wohl auch die Schlattersche Familie das Bindeglied gebildet. Diese Freundschaft setzte sich auch auf die jüngsten Glieder fort. Von Bekannten aus der späteren Zeit Metas werden wir an geeignetem Orte reden.



3. Metas Ehe. Die „Frau Doktor“.

Kehren wir nun wieder zum äußeren Lebensgang der Dichterin zurück.

Schon als Meta noch Kind war, zog in Hirzel zur

Freude der Bewohner, da sie vorher noch keinen Arzt hatten, Dr. Heußer ein. Bald bekam derselbe im Orte selbst und in der weiteren Umgegend große Kundschafft, und war unermüdet in seinem Berufe, was ihm etwa an theoretischen Kenntnissen abging, durch die praktische Übung ersetzend. So hatte er sich mit der Zeit zu einem der geschicktesten und vielbeschäftigsten Ärzte emporgeschwungen, der, seiner eigenen Vergangenheit eingedenk, den Armen, die es ihm nicht vergelten konnten, ebenso willig diente, als den Reichen. Natürlich kam er auch hie und da ins Pfarrhaus und als Meta herangewachsen war, suchte er sich ihr zu nähern, anfänglich ohne Erfolg. Er wiederholte seine Bewerbung im Jahre 1820. Außere Umstände begünstigten dieselbe. Pfarrer Schweizer war alt und fränklich geworden und es war ihm ein Vikar beigegeben worden. Der Zeitpunkt, das Pfarrhaus zu verlassen, schien nahe, und doch konnten die so innig verbundenen Glieder der Pfarrfamilie sich in den Gedanken einer daraus mit Nothwendigkeit erfolgenden Trennung nicht ergeben. Dr. Heußer erklärte sich bereit, wenn das Pfarrhaus verlassen werden müsse, die Familie bei sich aufzunehmen, und er hat sein Wort gehalten. So schien es Meta der gewiesene Weg; sie gab dem Bewerber das Ja-Wort, um mit ihm nach erfolgter Trauung im Jahre 1821, beinahe 39 Jahre lang ein Leben zu durchpilgern, dessen Röstliches Mühe und Arbeit gewesen.

Wenn bei irgend einem Ereignisse ihres Lebens, so dürfen hier ihre Freunde, darf hier ihre Familie Anspruch machen auf das heilige Verborgensein der Dichterin. Die Frage, ob sie glücklich war in ihrer Ehe, kann überhaupt

in der Form, wie sie gewöhnlich gestellt wird, an Metas Ehe nicht gestellt werden; sie würde entweder zu viel oder zu wenig bedeuten. Wichtiger als die Frage nach äußerem Wohlergehen war ihr die, ob das Eingehen dieser Ehe Gottes Willen erkennen ließe. Innere und äußere Umstände schienen ihr dies zu bejahen. In einem Gedichte jener Zeit spricht sie es aus:

Herr, Dein Wille soll geschehen
 Wie im Himmel so auf Erde,
 Daß Dein Name groß und schön
 Und nur er geheiligt werde.

Ja es spricht für die Tiefe und Klarheit ihres eigenen Christenstandes, daß, wo andere vielleicht geneigt waren, es zu bedauern, daß ihr Gatte ihr an christlicher Erkenntnis nicht gleich kam, aus ihrem Munde kein Laut ähnlichen Bedauerns nach außen je kund wurde, wohl aber Lob und Dank unter vieler Beschämung, als ihr treuer Lebensgefährte im Sterben sich als ein guter Streiter Christi erwiesen.

Auch im neuen Hausstand blieb Meta Heußer für Arbeit und Gebet nur Raum. Und an Arbeit aller Art fehlte es ihr nicht. Auf ihr lastete nicht bloß die Sorge eines gewöhnlichen Haushaltes. Ihr Gatte hatte angefangen, Kranke in sein Haus aufzunehmen; und oft genug waren es nicht bloß leiblich Kranke, sondern auch Gemüthsleidende und Wahnsinnige, die Meta zu pflegen und bei denen sie zu wachen hatte. Viel mag da ihr mitfühlendes Herz gelitten haben; was sie aber später namentlich beklagte, beim Rückblick auf diese Zeit, war, daß sie durch ihre vielfachen anderweitigen Pflichten

den eigenen Kindern mannigfach entzogen wurde. Unter diesen Umständen war es für sie selbst die größte Erleichterung und für die Kinder ein unaussprechlicher Segen, daß ihre Schwester Regula, die seit dem Heimgang des Vaters im Doktorhaus weilte, ihr bei ihrer Erziehung als treue Stütze zur Seite stand. Für die Stelle, die Regula im Hause ihrer Schwester einnahm, sind jene Worte bezeichnend, mit welchen Meta einer Schwester ihrer Mutter, die im elterlichen Hause einen ähnlichen Platz einst inne gehabt, ein Denkmal setzte. Sie schrieb: „Die beiden hätten ohne einander kaum fortleben können. Elisabeth (hier also Regula) war dazu berufen, ihrer Schwester und ihren Kindern das zu werden, was einem Hause nur eine Tante sein kann, die überall helfend, mit leiser Hand eingreift, unsichtbar und unhörbar, jede Lücke ausfüllt, die Mutter stützt, die Kinder behütet, und über alles einen duffigen Schleier zu breiten weiß, so daß niemand ahnt, wer der unsichtbare Schutzgeist des Hauses ist.“ (Vielleicht finden diese Worte noch heute da oder dort in einem Hause dankbaren Wiederhall.)

Meta konnte ihren Kranken manches Trostwort zusprechen, manchen lindernden Balsam auch in wunde Seelen gießen. Sie dachte hoch von ihrem neuen Berufe, und die Kranken, auch die Katholiken, deren viele aus den benachbarten Urkantonen kamen, hatten großes Vertrauen zu ihrer „Frau Doktor“. Auch fehlte es nicht an lieblichen Erfahrungen. Von einer solchen Erfahrung erzählt sie selbst einmal: „Gestern“, so schreibt sie, „hatten wir eine gräßliche Operation hier im Hause — die Wegnahme einer krebstranken Brust — an einer ehrlichen Katholikin,

die aus dem Aargau hergekommen, sich von meinem Mann schneiden und heilen zu lassen. Wieder sah ich, daß es im Volk doch noch einfältigen Glauben giebt. Sie sagte mir ganz treuherzig: „Wir haben dann das Leiden Christi, daran trösten wir uns in solchen Trübsalen“, und freute sich, als ich ihr sagte, wir hätten das Leiden Christi auch als einzigen Grund alles Heiles und Trostes. Gottlob! es geschah ihr bei dem Entsehblichen, dem sie sich unterworfen hatte, nach ihrem Glauben und einfältigen Gebete: es ging und es geht ihr sehr gut. Ach, wie viel erlebt man täglich in der innern und äußern Welt und kann sich so wenig davon mitteilen.“

Das neuerbaute Doktorhaus erfreute sich einer lieblichen Lage. Anmutend klingt es, wenn Meta einer Freundin schreibt: „Bald ist unser irdisch Häuschen ausgebaut. Oben ist ein Zimmer wo ich viel weile, da besuche mich zuweilen. Das Haus ist vom Wege abgelegen, einsam und still, hat aber die liebliche Aussicht auf das nahe Kirchlein und in die herrlichen Alpen, unserm Säntis gerade gegenüber.“ Dieses Zimmer war ihr Zufluchtsort während einer schweren Krankheit, die sie in den Zwanziger Jahren überstanden. Die wachsende Zahl der Kinder, sowie auch der Kranken, die bei ihrem Manne Heilung und Genesung suchten, füllte das Haus fast beängstigend an. So fiel es ihr auch damals bei ihrer Genesung schwer, aus der Stille ihrer Kammer in das volle Getriebe des Lebens hinauszutreten und ihren mannigfachen Pflichten aufs neue zu leben.

Metas Aufgabe war groß: fast zu groß für ihre zarten Schultern wuchs die Last im Laufe der Jahre heran. Aber es waren für sie doch Segenszeiten im tiefsten

Sinne des Wortes. Bezeugte sie doch selbst einmal: „Es giebt Augenblicke, wo ich das, was ich in dunkeln Nächten erfahren, nicht um alle Güter der Erde, selbst nicht um die reinsten Genüsse hingäbe.“ Und sie preist es als eine köstliche Erfahrung, „daß unsere unwegsamen Pfade alle im Garten Gottes auslaufen.“

Und hier ist der Ort, auch etwas zu sagen über die Dichterin Meta Heußer-Schweizer.

Wer Metas Gedichte kennt, merkt bald, „daß nicht nur das gewöhnliche Teil von Erdennot auf ihr lastete, durch die Sorgen eines großen Hausstandes herbeigeführt, sondern daß ein verborgener fortgehender tief-eindringender Druck die Kelter war, die diese geist- und kraftvolle Traube preßte und läuterte.“ Es war nicht bloß „der Menschheit tiefes Weh und Ach“, dem ihre Lieder entsprossen; was sie oben „des heil'gen Kreuzes Nähe“ genannt, es war ihres eigenen Lebens tiefste Erfahrung.

So sagt auch ihre Tochter in jener bereits angeführten Vorrede, daß bei wachsender Last ihrer Aufgaben auch die Sangeslust wuchs und fährt fort: „Nie war sie fruchtbarer in Liedern, ihre poetische Ader, statt zu verstiegen, fing dann erst recht an zu strömen und es erwies sich an ihr das Wort: „Die Palme wächst bei der Last“. Sie dichtete aber nur im stillen, nicht ahnend, daß ihre Lieder einst veröffentlicht würden. Wenn des Tages Mühe und Lärm vorüber, in der Stille der Nacht, zwischen den Betten der Kindlein, schüttete sie in Liedern ihr Herz aus und gewann dadurch wieder Mut für die Aufgaben des nächsten Tages. Aber auch andere suchte sie zu erquicken und zu laben in ihrem Leid, nahm warmen Anteil auch

an der Freude des Nächsten und verschönte viele Familienfeste durch ihre lieblichen Lieder. Dies alles geschah aber in der größten Verborgenheit; wie diese Verborgenheit sich lichtete, gehört einem spätern Kapitel an.

Wie wir wissen, nahm Dr. Heußler auch Metas Angehörige zu sich. Zwar schied schon 1824 der Vater Schweizer, lebenssatt und müde, aus dieser Welt. Das Doktorhaus beherbergte nun die übrigen, Metas Mutter, deren beide Schwestern; und Metas Schwestern: Regula und Nettli, wie Meta sie nennt. Im Jahre 1822 war auch eine jüngere heißgeliebte Schwester Metas, Theodora, eine „duftige Himmelsblume“, heimgegangen. Ihrem lieben „Dortchen“ hat sie rührende Lieder nachgesungen. Lange Jahre aber durfte sie noch ihre Mutter behalten. Nachdem sie vorher noch ein eigenes Söhnchen zu Grabe gebettet, wurde im Jahre 1836 ihre Mutter von ihr gerufen. Den Tod derselben beschreibt sie so lieblich in einem Briefe an ihre Freundin Kleophea, daß wir es uns nicht versagen können, den betreffenden Brief hier mitzutheilen. Nach einer längeren Pause schreibt sie:

„Wo soll ich nun anfangen nach so langer, langer Zeit? Doch bei dem, was mir das Herz ganz und gar erfüllt, bei meinem liebsten Mütterchen. Der Herr hat sie heimgerufen, und ich bin so verwaist wie ein armes kleines Kind, das sich nicht mehr an Mutterwort und Mutterauge trösten kann. Aber sie durfte gar lieblich entschlafen im Herrn und davon muß ich Dir noch ein Wort sagen. Seit einem Jahr schwand ihre irdische Kraft, die Hülle sank zusammen und sie ward so gar fremd auf Erden, daß sie sich um nichts hienieden mehr bekümmerte, als um meine Kinder, denen sie bis zum letzten Tage das

allertreueste Mütterchen war, bald mit ihnen spielend, bald ihnen die biblische Geschichte immer und immer wieder erzählend, bald sie zum Gebete um sich sammelnd, weil ihr Stübchen das einzige stille im Hause war. Immer noch wandelte sie unter uns; und doch mußte uns jeder Blick auf sie sagen, daß sie nur noch ganz wenig diesem Leben angehöre: da wurde auch mir endlich das Widerstreben gegen ihr Scheiden genommen, und ich konnte unsern Heiland getroßt um ein recht sanftes Sterbestündlein für meine Mutter bitten — und daß er das arme Flehen so überschwenglich erhört hat, dafür kann ich gar nicht genug danken und loben, und will ewig nun seinen Namen preisen, obwohl ich jetzt einen Augenblick menschliche Traurigkeit habe. Am Jahresabend wird hier die Vesper eine halbe Stunde lang mit allen Glocken geläutet — sie liebte die Glocken von jeher so sehr, und in dieser Stunde war sie gerade allein in ihrem Stübchen. Eine Stunde nachher saßen wir um sie, da sagte sie sehr heiter, aber mit einem wunderbaren Blicke: „Kinder, ich habe vielleicht eine Thorheit begangen: als ich allein war, öffnete ich das Fenster, um das Geläute recht zu hören; es wurde mir so gar unaussprechlich wohl; ich konnte so aus vollem Herzen danken für alle Gnade und Barmherzigkeit. Aber jetzt fühle ich einen stechenden Schmerz im Rücken.“ Wir beredeten sie, sich zu Bette zu legen, was sie kaum wollte, da sie gemeint hatte, auch diese Nacht noch, wie jede frühere Neujahrsnacht wachend mit uns zuzubringen bis das neue Jahr (1836) da wäre. Doch wir brachten nun die Stunden von 9 bis 1 Uhr an ihrem Bette zu. Liebste Kleophea! Diese Nacht kann ich dir nicht beschreiben — ich wußte wohl, daß es die

letzte solche mit Mütterchen wäre — aber der Herr und seine Gnade war nicht ferne. Mütterchen war ungewöhnlich heiter und freudig, ohne bestimmt von ihrem nahen Abschied zu sprechen, doch voll Freude des ewigen Lebens. Sie ließ sich den 90. und 91. Psalm vorlesen und dann — dabei blickte sie uns recht selig an — die beiden letzten Kapitel der Offenbarung Johannes — das war ihr letztes Bibellesen. Als die Glocken das neue Jahr verkündeten, drückte sie uns alle an ihr Herz und schlummerte hernach bis um drei Uhr — da rief sie mich und ich fand sie sehr krank — des Morgens war ein heftiges Fieber ausgebrochen und die Schwäche schon sehr groß. Von nun an lag sie beständig schlummernd, nichts mehr sprechend, außer einzelne Worte, wie: „Fürchte dich nicht! mir ist nicht schwer. — Mir ist gar wohl. — Er ist da, er ist da!“ Am 2. Januar in einem ganz wachen Augenblicke segnete sie noch einmal jedes ihrer Kinder und Enkel, nicht mit Worten, aber mit Blick und Kuß und freundlichem Lächeln. So oft sie noch aufblickte, lächelte sie uns an, und bekräftigte gar oft ein Wort der heiligen Schrift, das ihr gesagt wurde, mit solch' einem Blick und einem leisen „Ja, ja!“ Mit dem sinkenden Tag entschlief sie; es war kein Sterben, ein anderer hatte des Todes Bitterkeit für sie geschmeckt, sie durfte nun entschlafen in ihm, und abends 5 Uhr lag die heiter lächelnde, friedevolle Leiche vor uns und wir glaubten die Nähe der lobsingenden Schar zu empfinden — es war ein tiefer, unbeschreiblicher Friede, durch nichts gestört, als durch das laute Schluchzen der untröstlichen Enkelkinder, die fast nicht ohne das Großmütterchen leben können. — Und nun muß ich mich wohl losreißen von der geliebten

Mutter, aber nichtwahr, Du begreifst doch, daß mein Herz größtentheils mitgegangen ist und mir immer ruft: „Mein Glaube sei dein Glaube und mein Ende sei dein Ende!“

Dieser Wunsch der Tochter ist ihr erfüllt worden am gleichen Tage genau 40 Jahre später, durfte auch sie der Mutter nachfolgen, glaubend, liebend und hoffend, wie diese!



4. Mutterliebe und Mutterleid.

Wie Meta eine zärtliche Tochter gewesen, so war sie vor allem die unvergleichliche Mutter. Sie verdient es, daß wir dieser Seite ihres Wesens unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Sieben Kinder erblickten im Laufe der Jahre im Doctorhaus zu Hirzel das Licht der Welt, vier Töchter und drei Söhne, von denen sechs den Eltern erhalten blieben. Mit unaussprechlichem Entzücken nahm Meta schon ihren Erstgeborenen Theodor, als eine rechte Gottesgabe entgegen. Sie sang:

Dreimal ging die Sonne unter
 Seit mein Auge dich erblickt,
 Seit nach bangen Jammernächten
 Mich dein Morgengruß entzückt.

Sohn der Schmerzen, Erstgeborener!
 Anvertrautes Himmelsgut!
 Welche Liebe, neu und mächtig
 Schwellt mein Herz mit reger Flut!

Amen, Amen, Gottesgabe!
 Bist ja schon ein Thränensohn.
 Doch in meines Lebens Klage
 Hauchst du leiser Ahnung Ton.
 Und es glänzt in meiner Seele
 Tief ein Strahl der bessern Welt,
 Wie des späten Abends Glänzen,
 Kind, auf deine Wiege fällt.

Nach Jahren noch schrieb sie in Erinnerung an diese Zeit: „Ich hätte an einem fort weinen mögen und schmeckte, warum die Liebe sich die Mutterliebe zum Bilde nahm die den Liebenden in Tod und Grab riß.“ „Aber“, so fährt sie fort, „aber so gewiß die Mutterfreude die schönste aller irdischen Freuden ist, so gewiß bringt sie auch die tiefsten aller Schmerzen; die Angst um die eigene Seligkeit nicht ausgenommen — denn müssen wir sie nicht um die Kinder doppelt empfinden? Geht nicht in ihnen der ganze Jammer der Sünde, des Gesetzes, des Zweifels, alle Not und alle Zuchtmeister bis zu Christus aufs neue an?“ Und als ihr der erste Enkel geschenkt wurde, lebt sie die Mutterfreude und Mutterangst noch einmal durch: „Es ist etwas Großes, nur der Erfahrung Bewußtes, viele Kinder zu haben, in denen die Mutter das ganze Leben — zumal die Angst ums Seligwerden, ehe sie selbst etwas davon empfinden, noch einmal durchleben muß.“ Sie darf aber auch gleichzeitig bezeugen: „Bisweilen vernehme ich doch das Rauschen Seines Fußtrittes in den Führungen meiner Kinder; dann geht es getrost wieder vorwärts, von Glauben in Glauben; und der Herr trägt Sorge zu dem glimmenden Docht, und läßt ihn nicht auslöschen durch die Stürme dieser Welt.“

Welches Paradies auf Erden wußte aber auch Meta ihren Kindern zu bereiten! Wie wußte sie auf deren kindliche Eigenheiten einzugehen. Für ihre Kinder dichtete sie reizende Sprüche, hübsche Rätsel; ihr Lied begleitete des Kindes ersten Schulweg wie den Gang zum Traualtar. Wie war ihrem eigenen Kinderjinn des Kindes Wesen und Natur so klar und offenbar. Und wo die Mutterliebe schaffend und fürsorgend nicht ausreichte, da trat sie fürbittend ein. Welche Mutter könnte das ergreifende Gedicht „Um Mitternacht zwischen den Bettchen der Kinder“ entstanden, lesen, ohne ihr eigenes Mutterherz aufs innigste mitbewegen zu lassen. Wir können es uns nicht versagen, dasselbe, obwohl es sich bereits in ihrer ersten Sammlung befindet, wenigstens teilweise hier mitzuteilen:

Dunkel ist's, des Lebens laute Töne
Sind verstummt in tiefer Mitternacht;
Sterne wandeln dort in lichter Schöne,
Alles schlummert, nur die Liebe wacht.

Mutterliebe hier in dunkler Tiefe,
Mutterliebe dort im Himmelslicht!
Ruhe, Herz! Wenn deine Lieb' entschlief:
Jene Liebe schläft noch schlummert nicht.

Birg sie, Herr in deinen treuen Armen,
Heile du der Sünde frühen Schmerz!
Leite ihren Gang durch dein Erbarmen:
Weißt ja um das arme Menschenherz!

Schlummert denn in eures Hirten Namen,
Kindlein, der sein Reich euch zugesagt!
Sein Verheiß'n bleibt Ja und Amen:
Nächte flieh'n, — der ew'ge Aufgang tagt!

In diesem Sinn schreibt sie auch einmal: „Du erfährst es auch bei den Kindlein, daß Kinder schon darum ein großes Geschenk Gottes sind, weil sie so sehr zum Gebet mahnen! Diese gewaltige Liebe und dann doch diese Ohnmacht, das Heil der geliebten Herzen schaffen zu können; und dann vollends den Schmerz, die Sünde in ihnen erwachsen zu sehen, das zusammen muß uns ja wohl drängen, Hilfe, Gnade und Segen zu suchen und zu erbitten aus der Gnadenfülle dessen, der mehr als Mutterliebe besitzt und die Allmacht dazu.“ Daß aber Metas Herz nicht nur für die eigenen Kinder so warm schlug, sondern auch weit und groß genug war, mit Liebe alle Kinder, die in ihren Kreis traten, zu umfassen, davon sind alle die Zeugen, die das Doktorhaus in Hirzel betraten oder den Besuch der mütterlichen Freundin erhielten. Bezeichnend hiefür sind folgende Weihnachtsverschen, die sie Kindern von Bekannten schickte und in denen sie das „Christkind“ sprechen läßt:

Friede sei mit euch, ihr Kleinen,
 Friede, wie die Welt nicht giebt.
 Von dem Himmelskind geliebt
 Dürft ihr jubeln, statt zu weinen.
 Was ich euch zu bieten habe,
 Kleine Spende, kleine Gabe,
 Biet' ich mit dem Engelsgruß.
 Obenher kommt jede Gabe,
 Die das Herz erfreuen muß,
 Aus des wahren Christkinds Hand,
 Das mich freundlich euch gesandt.
 Hier, im frohen Schein der Kerzen
 Spreche sanft sein Wort mich an:
 „Kindlein, liebet euch von Herzen.“

Will euch was im Leben schmerzen,
 Schaut mein einsam Kripplein an.
 Ewig reich an Lieb und Leben,
 Kann in jeder Winternacht
 Licht und Frieden ich euch geben,
 Bis der Morgenstern erwacht.

Von Metas Kindern wurde ein Knäblein, Wilhelm, der Mutter zu deren tiefstem Schmerze schon in zartem Alter entrissen. Noch einige Zeit nachher schrieb sie ihrer Freundin: „Siehe, es ist einer der schrecklichsten Schmerzen auf der schmerzreichen Erde, ein Kindlein sterben zu sehen; er wacht noch immer wieder mit neuer Stärke in mir auf, obwohl ich mich dazwischen auch freue, solch Herz von meinem Herzen bei meinem Heiland zu haben. Aber ein Kind im ewigen Tod zu sehen, wie erträgt das ein Mutterherz? Ach es ist doch ein sehr sehr armes Menschenleben von der Wiege an — so durchaus keine Hilfe für die Gegenwart; das Reich der Hilfe und des Helfers ist doch wahrlich nicht von dieser Welt. Ich hoffe aber doch, daß ich schauen werde die Güte des Herrn im Lande der Lebendigen — für meine Kinder, wie für mich. . . .“

Ihrem entschlafenen Liebling aber sang sie einige tiefempfundene Lieder nach. Eines derselben lautet (im Auszug):

Gute Nacht!
 Herzenskindlein, gute Nacht!
 Wolltest nur, mein süßes Leben,
 Leis an mir vorüberschweben,
 Wie an über kalter Gruft
 Einer Frühlingsblume Duft.

Gute Nacht!

Deines Engels Auge wacht
Liebend ob der dunkeln Kammer,
Wo geschirmt vor allem Jammer
Deiner Auferstehung du
Harrst in tiefer Sabbathsrub.

Gute Nacht!

Friedensengel, gute Nacht!
Grüße in der Heimat drüben
Unsrer Toten, unsrer Lieben.
Und vor Gottes Angesicht
Ach, vergiß, vergiß mich nicht!

Nach ihres Kindes Tod bedurfte Meta für einige Zeit der Erholung und ging nach Baden im Kanton Aargau. Ein tiefes Heimweh hatte sie befallen nach der „Mutterstadt, wo keine süßen Kindlein mehr sterben.“ Ja, sie drohte beinahe ihren Stimmungen zu erliegen; aber sie raffte sich auf mit dem prächtigen Trost, den wir allen, die an „Stimmungen“ leiden, empfehlen: „An unserer Stimmung ist eigentlich nicht viel gelegen, aber daran, daß wir einen barmherzigen Gott haben, der gestern und heute und ewig derselbe ist.“



5. Aus den Briefen eines Menschenalters.

Wir haben schon früher auf die Wichtigkeit hingewiesen, welche die Korrespondenz für die gläubigen Kreise jener Zeit hatte. Wer z. B. die „Meisterin christlicher

Brieffschreibkunst“, Anna Schlatter kennt und deren Briefe einzeln oder gesamt gelesen hat, der weiß, wie der Briefwechsel jenen Frommen nichts weniger bedeutet, als das Organ der höchsten Glaubens- und Lebensgedanken, das Mittel der innigsten Aussprache, das Band, das die fernsten einigt und umschließt. Es war daher ein guter Gedanke, als Adolf Zahn sich entschloß eine eigene Sammlung von „Frauenbriefen“ herauszugeben, unter denen neben den Briefen einer Anna Schlatter, Wilhelmine v. d. Heydt, auch solche von Kleophea Zahn und der „Verborgenen“ sich befanden, „die mit einer kleinen Schar von Getreuen des Herrn ihren Glauben und ihre Liebe in den Bergen Zürichs barg; da hat sie manch süßen, bald freudigen, bald wehmütigen Ton über die Berge in die Herzen der fernem Lieben ertönen lassen.“ Über die „Frauenbriefe“ äußert sich der Herausgeber selbst im Vorwort folgendermaßen: „Die letztere Zeit hat mehrere geschichtliche Darstellungen aus der nächsten Vergangenheit gebracht; mit besonderer Vorliebe hat man das Keimen des neuen Lebens im Anfange dieses Jahrhunderts geschildert. Unsere Briefe gewähren einen Einblick, wie sich dieses Leben bei Frauen gestaltete. Ich bereue nicht die Mühe, die mir die Sichtung der großen hinterlassenen Briefmenge gebracht, und entlasse die „Frauenbriefe“ mit dem Wunsche, daß sie eine Fundgrube echter Weiblichkeit werden möchten, und daß der Geist der Wahrheit und des Glaubens, der sie durchweht, geöfnete Herzen finde.“

Eine „Fundgrube echter Weiblichkeit“ sind vor allem die Briefe Metas. Besonders aber tritt uns in ihnen die ernste, auf das Wort Gottes gegründete Christin entgegen, der ihr Vertrautsein mit der Bibel jene Weisheit

verleiht, die die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, auch wo man mit seinem Urtheil allein bleibt. Neben den zartesten Empfindungen waltet in ihnen oft geradezu ein männlicher Geist, der mit Energie und Entschiedenheit die Frau da noch reden läßt, wo Männer feige schweigen. Daneben aber findet sich eine echt weibliche Theilnahme am kleinsten und geringsten, jene Treue im kleinen, in der die Frau groß ist, eine unwandelbare Freundschaft durch alle Stürme der Zeiten hindurch; ein liebevolles Mitfühlen und Mitgedenken der Sorgen ihrer Freunde; alles dies getragen von einer reinen edlen Sprache, die auch in der Erregung sich nichts vergiebt, lauter, klar wie ihre bis ins Greisenalter sich gleich bleibende Schrift.

Wenn wir in folgendem versuchen einem weiteren Kreise einiges aus den bisher nur zum Theil gehobenen Brieffchätzen mitzuteilen, so ließen wir uns bei der Auswahl namentlich von folgendem Gesichtspunkte leiten. Wir suchten womöglich mehr das Allgemeine hervorzuheben, was die Mutter, die Christin, die Freundin als solche kennzeichnet oder auf allgemein bekannte geschichtliche Thatfachen ein neues Licht wirft; das Besondere, dem Kreise ihrer eigenen Familie oder der ihrer Freundinnen angehörige beiseite lassend. Damit hoffen wir beides zu erreichen; eine berechtigte Zartheit derer nicht zu verletzen, die das Heiligste der Mutter nicht möchten aus Tageslicht gezerrt sehen; und doch aus den Briefen das zu retten, was für das große Ganze wie für den Einzelnen vorbildlich, erbaulich und fördernd ist.

Einmal hatte Meta sich geäußert: „Ach, wir gehen an den meisten Menschen vorüber wie versiegelte Briefe.“ Umgekehrt schüttete Meta in ihren Briefen ihr innerstes

Leben aus und die lieben „schnellschwindenden Schreibstündchen“ waren ihr schon als Mädchen die liebsten Stunden der Woche. Zwar bleibt auch bei so innigem brieflichen Verkehr das Beste notwendig unausgesprochen; „eine tote Erzählung in so weite Ferne gesandt, spricht den rechten innern Gang der Dinge doch nicht aus“ so äußert sie sich einmal, und fügt bei: „O wunderbares Menschenherz mit deinem Lieben und Leiden!“ Ein Lieblingsgedanke Metas, der aus ihrer frühen Jugendzeit bis ins Greisenalter hinüberklingt, war es daher, daß einst es zu einem vollen Ausprechen, zu einem gemeinsamen Loben Gottes kommen werde. „Deine Harfe war es“ schreibt sie der Freundin, „die gleich dem sanften Winde die Saiten der meinen berührte, daß sie zitternd erklangen, erst leise, dann vertrauter, mit dem Winde lauter, gaben sie oft bekannte Töne zurück, daß die Fernen zusammenschmolzen. Einst wird aus beiden nur eine reine gebildet, dann tönen sie ewig zum Lobe des Schöpfers der Harfe.“ Daß Meta in ihrer Freundschaft stets auf das Höchste drang zeigt eine Mitteilung über ein Gespräch mit einer ihrer Freundinnen: „Endlich kamen wir dahin zu bekennen: „Die Sünde“, „die Sünde“ sei es, die uns überall im Wege stehe, die alles Elends geheimster, tiefster Grund sei; also „Erlösung“ seufzten wir, „Erlösung“ ist das Grundbedürfnis unserer Seelen; aber Erlösung als Lebenserfahrung, eigene, wirkliche, nicht bloß auf anderer Wort geglaubte Erlösung.“ Diese Worte der Neunzehnjährigen bilden den Grundton ihrer ganzen Korrespondenz, ihres ganzen Lebens, wie wir sehen werden.

So schrieb sie im April 1820 an ihre Freundin, die ihr von Begegnungen mit verschiedenen Frommen erzählt.

„Das war schön, so viele Häuflein aufzuspüren, die den Samen des lebendigen Gottes empfangen haben, der denn doch nicht ausstirbt, sondern im stillen doch noch tausendfältige Frucht bringt. Ist's möglich, daß einst noch die ganze Erde voll werde von Erkenntnis des Herrn? Denke, mich soltert die Zeit her oft ein Zweifel an dieser Verheißung Gottes. Die Berge von Hochmut und Irdischkeit scheinen mir so undurchdringlich, die Eismassen so unfähig je zu schmelzen. Ach, die reine suchende, wirkende brennende Gottesliebe und das furchtbare Zurückstoßen der Menschen Bei uns ist die wonnige Frühlings- und Saatzeit für einmal vorüber und Sturm und Frost ging über die junge Saat; zwar kam es noch nie weiter als zu — freilich teuflischen — Verleumdungen (es hatte sich um den Vater von Meta eine kleine Gemeinde von Gläubigen gesammelt, die bitter verleumdet wurde) die das ganze Volk glaubt; und zu Neckereien und Drohungen einiger Regierungspersonen, die das Kreuz Christi hassen; ich glaube nicht, daß es viel weiter kommt; denn was wollen sie uns thun, da wir uns gerne in die tiefste Stille zurückziehen? Gottes Geist können sie nicht binden, und wer will uns das inwendige Himmelreich rauben oder antasten? Aber viele viele taube Blüten um uns her sind abgefallen, auf daß die Bewährten offenbar würden; die Zurückgehenden werden nun die wirksamsten und grimmigsten Feinde — und so sind die wahrhaftig auf den Felsen Christus Gebauten und Gegründeten doch eine sehr kleine Herde. Gott mehre sie unter allen Zonen und helfe den unzähligen Halbgehorenen und uns durch!“

Von derselben Zeit schreibt sie etwas später:

„Alle Gläubigen in unsern Gegenden leiden Drangsal.

Das freie frohe Glaubensleben ist von außen ganz verstummt — aber oft ist es mir, als hörte ich die Stimme meines Hirten, weit außer den Grenzen alles Sichtbaren und Hörbaren mir einflüstern: „Laß fahren dahin! ich will dir noch einen köstlicheren Weg zeigen!“ Darüber läßt sich nicht reden, es ist zu sehr ein verborgenes Leben mit Christo; aber Du wirst mich verstehen. Erst jetzt wird mir unser altes Verschen so recht innerlich wahr:

Selig wer die Wege ziehet,
 Die ihn Gott im Dunkeln führt,
 Wo Geduld im Glauben blühet,
 Ob man nichts als Elend spürt.
 Ich bin in dem Herrn vergnüget,
 Wie er selbst mir anbefahl.
 Sagen weg! — mit Loben singet
 Josaphat im Lobethal!“

In demselben Brief redet sie köstlich über den Unterschied von reich und arm:

„Bildung, Wissenschaft, Gewandtheit, Feinheit im Umgang u. s. w. sind liebliche Gaben, aber Gaben, denn der Arme kann sie nicht selbst nehmen, seufzt oft genug über ihren Mangel — und doch wird der, der sie nicht hat (auch unter Glaubenden und bei gegenseitiger Liebe) unangenehm und lästig für den, der sie besitzt. Der Reichere kann sich nie nur von ferne in die Lage des Armen, der Hohe nie in das Gefühl des Geringen hinein-denken — und so sah ich mehr als einmal von lieben köstlichen Seelen an andern für niedrigen Sinn halten, wovon zwingende Armut, unter der im geheimen bitterlich gelitten wurde, der einzige Grund war — oder für

Dummheit, was in drückender Lage nur Mangel an Entwicklung natürlicher Anlagen war — oder für Zubringlichkeit, wo es ein ungeschickter Ausdruck reiner Liebe war. Weiß zwar wohl, daß die Niedrigeren oft wirklich eine Zubringlichkeit haben, die für Gebildete unausstehlich sein muß, aber darum fürchte ich mich immer, diesen Schein zu bekommen. O die Welt voll Ketten und Banden! Einst wird es doch anders!“

Der Brief schließt mit folgender feinen Bemerkung: „Verzeih’, daß ich alles so durcheinander mache. Ist nicht im Menschenherzen auch alles durcheinander? Aber über dem unruhigen Wesen schwebt des Herrn Geist und schützt mitten im stürmischen Meere seine Schöpfung mit Licht und Recht. Wie klein auch das Senstorn sei, es geht doch nicht unter, und einst ruhen wir Arm in Arm im Schatten seines Baumes. Noch vieles wird vergehn; noch manches wird anders werden — manches verwelken und manches reifen, aber Christus und sein ewiger Friedensbund, in den er uns aufgenommen hat, ist ohne Wank und Wandel. Bei ihm leuchtet uns das stille ewige Licht, und in ihm sind wir doch für alle Ewigkeit zusammengeschlossen!“

Im Jahre 1823 war es das entsetzliche Drama von Wildenspuh, das Meta beschäftigte, um so mehr als an seinen Folgen alle Gläubigen zu leiden hatten. „Es waltet ein entsetzlicher Druck in unserer Gegend seit der gräßlichen Geschichte in Wildenspuh, bei der Satan den lauten Triumph über alle Gläubigen feiert“ schreibt Meta aus dieser Zeit. Bekanntlich hatte zu Wildenspuh Margaretha Peter in religiöser Überspanntheit geholfen ihre Schwester erschlagen und sich selbst nach angeblich gött-

lichem Befehl kreuzigen. Namentlich scheint es in Hirzel ein Schulmeister gewesen zu sein, der als ein Werkzeug der Finsternis den gläubigen Gliedern der Gemeinde als in gleicher Schwärmerei befangen, Schmach anthat.

Der Tod ihres Vaters (1824) nötigt Meta die Worte ab: „Es ist etwas Eigenes Unausprechliches, das man gar nicht weiß, bis man's erfährt, seine Lieben sterben zu sehen und besonders in dieser Zeit. Ja gewiß, für das menschliche Gefühl ist der Tod ein König der Schrecken; aber wenn dann der Glaube den Sieg behält im Herzen, das es so lebendig erfährt: Jesus Christus ist auferstanden — und was darin alles liegt, unsere einzige, ewige Errettung, das ist dann auch etwas Unbeschreibliches.“ Auch sonst spricht Meta gerne über das Sterben, und äußerte sich beispielsweise kurz vor Anna Schlatters Heimgang einer Tochter derselben gegenüber: „Ich muß weinen, daß es für uns alle nur durch den dunkeln Weg, das bittere Sterben zur rechten Ruhe geht — aber Er ist auch gestorben und hat des Todes Bitterkeit bis auf den letzten Tropfen verkostet. Ach, ohne die wunderbare Kraft aus seinem Leiden und Tode, wie möchten wir es aushalten, die Unfern sterben zu sehen? Aber in die Nächte des siegenden Todes, wo das arme Menschenherz zagend bricht, tönt es so himmlisch süß: „Weine nicht! siehe es hat überwunden der Löwe vom Stamme Juda!“

Aus den Jahren 1825—35 liegen uns nicht viele Briefe vor. Es war die heiße Mittagszeit in Metas Leben, voll schwerer innerer und äußerer Erfahrungen, voll Krankheit, Sterben und Trennung. Am Ende eines solchen schweren Winters schreibt sie z. B.: „Es ist mir so zu Mute, wie dort in Stillings Heimweh Hans Ehrlich

sagt: „„Wenn ich einen langen Winter durchgefroren und durchgehungert hatte.““ Es liegt ein solcher langer Winter hinter mir — und du weißt wohl, Frost und Hunger der Seele thut noch weher als der des Leibes . .“ Und doch bekennt sie wiederum: „Gottes Wege sind wunderbar, aber dennoch lauter Gnade und Treue, davon bin ich aufs innigste überzeugt. Meine eigentliche ewige Bestimmung liegt ja über alles Leben hinaus und reicht, o Gottlob, ins Unendliche! warum sollte ich mir es denn nicht wohlgefallen lassen, welche Mittel der Herr hier zu meiner Ausbildung für jene — oder (einfältig gesprochen) zum Heil meiner Seele gebraucht? Ich bin ja auch nicht allein auf meinem manchmal rauhen Pfade, ein Unsichtbarer ist mit mir, und in diesem Umgang durst' ich den Segen des Kreuzes kennen lernen, daß ich mir kein anderes Los wünsche.“ Und die gleiche Erfahrung kleidete Meta in einen Glückwunsch an teure Verlobte ein (in einem Brief an die Braut):

„Was kann ich dir Besseres wünschen, als daß du und dein Geliebter einander gegenseitig auf der Himmelsleiter von Sprosse zu Sprosse emporhelfen möget! Ihr sucht in eurem Bunde auch zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; darum wird euch das andere zufallen. In mancherlei Sorge und in tiefem Gefühl, wie wenig wir selbst Herr unserer Lebenswege sind, wie blind für den morgenden Tag, wie ohnmächtig für den gegenwärtigen, lernen wir erst recht beten und kommen dem Herzen des Herrn näher — und das ist doch der größte Gewinn des Lebens. O gewiß, Güte und Wahrheit sind alle Wege des Herrn mit den Seinigen. Der meinige war und ist rauh, aber bei jeder zurückgelegten Strecke des-

selben sah ich klar die Treue und Erbarmung des Führers, der mir nicht gab, was mein Herz wünschte, aber oft in der Schale des Schmerzes den ewigen Segen, daß ich nur danken kann für das Vergangene und hoffen und bitten für das Zukünftige.“

Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß schon frühe das Gefühl des Alters Meta beschleicht, überraschend frühe, wenn wir bedenken, wie jung ihr Herz, ihr Fühlen zeitlebens geblieben. So schreibt sie schon 1836, also vierzig Jahre vor ihrem Tode, einer Freundin: „Wir sind alt geworden, sehr alt; eins ums andere geht heim; oft und gerade jetzt ist mir ganz zu Mute wie an einem Herbstabend.“ Viel zu diesem Gefühl trug der in jenem Jahr erfolgte Tod der Mutter bei; aber auch sonst fehlen Bemerkungen hierüber nicht. Sie nennt sich zehn Jahre später „eine alte mühselige an sich selbst immer mehr zu Schanden gewordene Schwester“, und endigt: „Ich fühle auch ganz genau, wie das Alter unliebenswürdig macht, wie aller Schmuck wegfällt und die natürlichen Gaben schwinden eine nach der andern. Es ist ein langes Sterben, durch das wir hindurch müssen; ein langer dunkler Gang — ach, daß an seinem Ende Heimatlicht leuchte und unser Sterben ein Sterben mit Christo sei. Dann wird das ewige Leben, das uns jetzt oft so verborgen gehalten ist von dem Sterben der Zeit, auch wieder hervorbrechen, und der Morgenstern aufgehen in unsern Herzen und über unsern Pfaden.“

Wer Meta in ihren älteren Jahren gekannt (dem Schreiber dies ist es freilich nie vergönnt gewesen, sie zu sehen) der weiß, daß, was sie am Eingang von dem Schwinden der Liebenswürdigkeit sagt, auf sie nicht an-

zuwenden ist; war doch „ihr Alter wie ihre Jugend“, ihre Milde und Liebenswürdigkeit so wohlthuend, ihr ganzes Leben hindurch! Gerade aus jener Zeit besitzen wir die Schilderung eines Reisenden, der Meta besucht und der seinen Eindruck darüber in seinen „Reisefizzen“ veröffentlichte. Albert Ostertag schreibt (1836):

„Es war ein unbeschreiblich liebliches Zusammensein. Die edle Meta war mild, ernst und voll Tiefe. Da war nichts Gezwungenes und nichts Gemachtes, wir gaben uns wie wir waren, und sprachen nur, wenn wir wirklich etwas zu sagen hatten. Meta gab mir die Hand, als wir schieden und sagte: „Gottlob, daß er uns zusammengeführt hat; es ist mir nicht als ob fünf Jahre dazwischen lägen, daß wir uns das letzte Mal gesehen haben. Der heilige Geist der Liebe kennt nicht Raum noch Zeit.“ Wir hatten von ihrer heimgegangenen Mutter gesprochen; welch' eine Tiefe natürlicher Liebe und welche Höhe des Glaubens und der Liebe sah ich in dieser begnadigten Seele!“

Es war eine für die Gläubigen aller Orten bewegte Zeit, die nun anbrach und die Meta selbst trefflich charakterisiert, wenn sie schreibt: „Glaube und Unglaube und alle die tausend Schattierungen dazwischen machen sich laut, es ist viel Redens und Rumorens in der Kirche — das darf uns ja schon freuen, denn so ertönt doch auch endlich wieder ein (wenn auch noch schwaches und vielfach überschrieenes) Zeugnis von Christo — und überall zeigt sich Lebensregung, wenn auch noch häufig mißverstanden oder irre geleitet.“ Namentlich erregte der Straßenhandel die Gemüter hüben und drüben auf das höchste. Im Januar 1839 hatte der zürcherische Erziehungsrat den

Dr. David Strauß, Verfasser eines „Leben Jesu“, worin derselbe den Inhalt der Evangelien und die Gestalt Jesu als fromme Täuschung erklärte, als „Professor der Glaubenslehre“ an die Hochschule Zürich vorgeschlagen. Im sogenannten „Zürichputsch“ suchten die Gegner von Strauß mit bewaffneter Hand dessen Anstellung zu hintertreiben, was ihnen auch gelang. Nicht minder heftig war der Kampf der Geister. Auch Dr. Heuzer wehrte sich gegen die Berufung von Strauß; Meta selbst nahm am Geisteskampfe in Einsendungen an die damalige „Schweizerische evangelische Kirchenzeitung“, die sie die „Stimme eines Rufenden in der Wüste“ nennt, teil.

Aus jener Zeit schreibt sie der Freundin: „Gewiß hast du von dem gewaltigen Kampfe gehört, der in unserm Kanton ausgebrochen? Das weißt du, daß unsere Regierung (doch nicht einstimmig) den berücktigten Dr. Dav. Strauß als Professor der Theologie nach Zürich berufen hat? Dagegen ist nun beinahe die ganze Bevölkerung aufgestanden, und hat erklärt, sie wolle diesen Apostel des Unglaubens nicht. Bis jetzt ist alles auf gesetzlichem Wege gegangen, aber wenn die Regierung nicht nachgibt, so weiß man nicht, was geschieht. Jedenfalls müssen wir uns auf die Maßregeln der Regierung gefaßt machen. Es ist für mich eine Zeit der Thränen und des Gebets. Es hat wohl etwas Tröstliches, so Tausende rufen zu hören: „Wir lassen uns unsern Erlöser nicht verleugnen!“ Aber wenn doch nur die eifernde Menge recht mit Buße und Gebet angefangen hätte!“ Und sie fährt fort: „Unsere Zeit nimmt für die Christen einen vielfach ernstern Gang der Sichtung (und das ist gut); an bloßer christlicher Gemeinschaft in der sonst viele mein-

ten, das Leben zu haben, läßt sich nicht mehr festhalten; aber die Seele ist geborgen, die mit Christo selbst Gemeinschaft gefunden hat. Er wird sie durch den Streit der Zeit zum Frieden der rechten obern Gemeinde hindurchtragen.“

Wir lassen nun noch das eine oder andere aus den Briefen folgen. Über die Leiden dieser Zeit schreibt Meta 1846: „Die Leiden dieser Zeit kommen einem auch wohl vor wie tausend Jahre; aber tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag und ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden. Aber gewöhnlich seufzen wir mit der gebundenen Kreatur und ängsten uns und empfinden nur das Sterben, nicht das Leben.“ In demselben Brief berichtet sie auch von der Entstehung der freien Kirche in der Waadt, die sie mit lebhaftem Interesse und inniger Anteilnahme verfolgt: „Das freut mich doch gar herzlich“, schreibt sie an ihre Freunde Zahn-Schlatter, „daß Ihr fernen Pommeraner einen so ganz klaren Blick habt in unsere revolutionären Greuel, besonders im Waadtlande, und in die herrliche Glaubensthat unserer teuren Brüder, der dortigen Geistlichen, zu denen sich ihr Herr und Meister einst bekennen wird, obwohl sie jetzt von vielen Christen in der Schweiz und in Deutschland verkannt und falsch beurteilt werden. O der unselige Freiheitstraum (der Revolutionsjahre) hat so viele nahe, liebe gläubige Herzen geblendet, daß sie die Dinge gar nicht sehen, wie sie in Wahrheit sind. „Sie haben nicht erkannt die Tiefen des Satans,“ des Satans, der unser schönes armes Land in Besitz genommen hat. Ach, zu uns komme dein Reich!“

Und als wenige Jahre später die unseligen Wirren des Sonderbundes das Vaterland heimsuchten, hält auch hier Meta mit ihren besonderen Ansichten, ob sie auch vielfach mit denen ihrer Umgebung nicht stimmten, nicht zurück. Zwar weiß sie selbst, daß „wer es gegenwärtig noch wagt in unserm Lande, der einfachen Wahrheit Zeugnis zu geben, wie ein einsamer Vogel auf dem Dache ist!“ sie klagt darüber, es sei unglaublich, wie viel in dieser Welt gelogen wird; aber das hält sie nicht ab, ihrer eigenen Meinung ungeschminkten Ausdruck zu geben; gilt es doch als letzten Feind den zur Zeit herrschenden Grundsatz zu bekämpfen: „Gott im natürlichen Menschen muß zum Selbstbewußtsein und zur schrankenlosen Freiheit kommen, dann ist die Erlösung vollendet!“ So stellt sich denn die protestantische Pfarrerstochter, die einen Sohn im Felde stehen hat, mutig und unerschrocken in mancher Beziehung auf die Seite der vielverleumbeten . . . Katholiken! Denen, die die Sonderbündler der Heuchelei beschuldigen möchten, ruft sie zu: „Bedenket doch, daß die gleichen, welche diese Beschuldigung über sie in die Welt hinaus geworfen haben, auch uns Altgläubige, Pietisten u. alle Heuchler heißen — und dürfen wir vor Gott leugnen, daß nicht manches auf uns liegt, was solchem Vorwurf eine gewisse Berechtigung giebt, obwohl das doch sehr selten bewußte vorsätzliche Heuchelei ist? Ach, sobald man sich um ein Banner schart, das ausgesprochen einen heiligen Namen trägt, so läuft im Leben und Thun gar zu manches mit unter, was dem Heiligen widerspricht und das Bekenntnis schändet, denn die Sünde hat eben bei allen ihr Werk, und vollends wo Krieg ist, da ist Sünde, denn der Krieg ist die Erstgeburt des Mörders von Anfang.

Aber, sage mir, kann es eine ärgere Heuchelei geben, als dieses Spiel mit den Worten: „Freiheit, Volkswille, Aufklärung“ namentlich „Wahlfreiheit“ (der Göze unserer Tageshelden) wenn man unter ihrer Firma hingehet, ohne alles Recht, als das der überlegenen Macht, ein freies Völklein zu unterdrücken. Ein sehr geistreicher, ja berühmter Mann, der sich rühmt, „auf der Höhe der Zeit“ zu stehen, sagte mir leztthin ganz unbefangen: „Die inneren Kantone sind politische Kezer, darum müssen sie auch behandelt werden, wie man ehemals die Kezer behandelte.“ Meta entwirft dann ein drastisches Bild der bekannten Vorgänge des Sonderbundsfeldzuges und erteilt dabei den katholischen Brüdern folgendes schöne Zeugnis: „Ich muß es, in meinem Gewissen gedrungen, bezeugen, daß ich unter dem Volk der kleinen innern Kantone in dem vielfachen nahen Verkehr, in welchem ich seit bald dreißig Jahren durch meines Mannes Beruf mit ihnen stehe, viel, viel mehr Biederkeit, Redlichkeit, Treue, Einfalt der Sitten und des Herzens und vor allem viel mehr Gottesfurcht, Bekenntnis der Sünde, Fragen nach Gott und Gewissenhaftigkeit in jeder Beziehung angetroffen habe, als unter unserm durch Licht-Schullehrer aufgeklärten und sogenannten gebildeten Volke.“ Den Sonderbündlern aber wirft sie vor, daß sie sich zu sehr auf „den Rohrstab Ägypten, Osterreich und Frankreich, verlassen,“ und schließt im Hinblick auf deren Niederlage: „Es mußte so kommen, es war Gottes verborgener Ratschluß so, er weiß was er thut und wird den armen Beraubten und Vernichteten in dem schweren Gerichte auch einen verborgenen Segen zuwenden. Sein Wille geschehe! Sein Reich komme! Diesem Reich wird auch die Verwirrung unserer Zeit

dienen müssen.“ Auch persönlich wurde das Doktorhaus in Hirzel in Mitleidenschaft gezogen durch den Krieg. Einquartierungen und Durchmärsche wechselten ab und brachten Angst und Aufregung mit sich. An den Tagen des 23. und 24. Oktober konnten seine Bewohner von den Fenstern aus einem Gefechte zwischen den Zürchern und Schwyzern zusehen; „es war mir“, schreibt Meta, „als bohrten alle Schüsse durch mein Inneres — und vollends der fürchterliche Tag der Schlacht von Gyslikon und Rothenberg! Stundenlang war es, als ob alle benachbarten Berge erzitterten von einem ununterbrochenen grauenvollen Kanonendonner, der alles Leben zu zerschmettern schien (es ist allerdings wie ein Wunder, daß von beiden Seiten nicht bei Tausenden, sondern verhältnismäßig so wenige fielen) und von unsern Höhen schauten wir in die Flammen der brennenden Häuser. Bis tief in die Nacht hinein stiegen die gräßlichen Feuerfäulen gen Himmel — und mitten in all diesen Schrecken wußte ich meinen Sohn. Er mußte nur Wunden verbinden, keine schlagen, daß war mein großer Trost, und jenes hat er redlich gethan, aber eben viel Jammer des Krieges gesehen. Gott erbarme sich aller der elend Gewordenen, der Armut, der Noth, des Hungers, die uns nun in so vielen Jammergestalten aus der innern Schweiz vor Augen treten!“

Soweit Meta über die Sonderbundszeit.

An dem kirchlichen Leben ihrer Zeit nahm Meta ebenfalls, wie wir schon sahen, regen Anteil. Sie war und blieb, trotz deren vielen Mängel, stets ein treues Glied der Landeskirche; freilich stets auf deren Reinigung und Besserung bedacht. So liegt uns ein von ihrer Hand geschriebener und augenscheinlich für die „Schweiz. evang.

Kirchenzeitung“ verfaßter Aufsatz vor, worin die Einführung von Bibelstunden aufs wärmste befürwortet wird, um dem Separatismus entgegenzuarbeiten. In der Einleitung heißt es: „Wenn wir einen, auch nur oberflächlichen Blick auf die neuere Geschichte des Christentums werfen, so fällt es uns in die Augen, daß die sogenannten Erbauungstunden oder Privatversammlungen seit anderthalb Jahrhunderten eine nicht unbedeutende Erscheinung in der evangelischen Kirche sind. Überall wo seit dieser Zeit sich ein neues geistliches Leben regte, da erwachte auch das Bedürfnis nach gemeinsamer häuslicher Erbauung, und es entstanden wie von selbst religiöse Zusammenkünfte in dieser oder jener Form. Viele traurige Verirrungen, wir wissen es wohl, hingen von jeher mit solchen Bestrebungen zusammen; doch wohl am meisten dann, wenn die Diener der Kirche, statt das geweckte Bedürfnis auf jede Weise im Schoß derselben zu nähren, jenen Bestrebungen feindlich gegenüber traten, wenn Separationen entstanden und unberufene geistliche Lehrer auf Höhen erhoben wurden, wo der Hochmut des menschlichen Herzens sie verstrickte und zu Fall brachte.“ Es werden darum die Geistlichen der Landeskirche mit Hinweis auf Spener und dessen „Hausübungen“ ermahnt, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. „Dann ist Hoffnung, daß vielleicht früher oder später ein des wüsten Treibens müdes Weltkind sich dorthin, statt in eine separierte Gemeinschaft rettete, und da im Schoß der Kirche die Zahl derer vermehrte, die auf den Felsen der Ewigkeit sich erbauen.“ Im gleichen Sinne schreibt Meta später einer Freundin, nachdem sie die Kirche ihre Mutter genannt: „Über eben um der Mutter willen, die zwar in ihrer irdischen Er-

scheinung alt, krank und verlassen dasteht, kann ich dem Separatismus nicht hold werden; er hat einen radikalen Zug, der die eigene Meinung und das eigene Gutdünken für das absolut Gute und Wahre hält. Wir irren alle; ach daß uns der Herr selber zu Hilfe komme, um uns von Irrtum und Sünde zu erlösen.“ Wir müssen Meta diese Stellung zur Landeskirche um so höher anrechnen, als unter dem Druck der Zeitverhältnisse mehr als einmal für ihresgleichen die Versuchung nahe lag, eine vielfach ohnmächtige, ja zum Gespötte gewordene Kirche zu verlassen.

Viel beschäftigte sich Meta auch, durch ihre freundschaftlichen Verbindungen dahin geführt, mit dem Verhältnis der reformierten und lutherischen Lehre. Als einst ihre Freundin, Kleophea, die einen streng reformierten Gatten hatte, über die konfessionell-lutherische Richtung klagte, antwortete sie: sie verstehe auch nicht, warum die Reformierten vom lutherischen Abendmahl ausgeschlossen würden. Aber ein wenig könne sie sich in die Lutheraner hinein-denken. „Es ist ja eben überall Sünde und Sünde in allem Menschlichen und nirgend ein ganzes Recht. Ebenso seufzest du über das starre Kirchentum, das dich umgiebt, wie ich über die flache Zerfahrenheit des reformierten Wesens — das mich umgiebt — aber wir wissen ja wohl, daß wir selbst nichts anderes sind, als ein jedes eine solche in sich elende Kirche.“ Echt weiblich und weitherzig äußert sie sich später bei ähnlicher Gelegenheit über das hl. Abendmahl derselben Freundin gegenüber: „Was du bekämpfst (die Freundin betonte das Konfessionelle beim Abendmahl) liegt mir zu ferne, als daß ich mich dagegen aufzulehnen hätte. In der Zwinglischen Kirche fühlt man

vielmehr immer das Bedürfnis nach Ruhe, nach Sammlung aus der Zersplitterung; du weißt, in unserer Jugend hatten wir weder für Kirche noch Sacrament einen Sinn, ich weiß noch wohl die Zeit, wo mir das Bedürfnis erwachte, Christum selbst im Abendmahl zu empfangen — und wie er diesem Bedürfnis entgegenkam. Es waren die einfachen wunderbaren Worte des Heilandes: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut!“ die mich auf ein Geheimnis wiesen, das nicht begriffen, aber erlebt werden kann. Einst las ich: der Unterschied zwischen Calvins und Luthers Abendmahlsglauben lasse sich kurz so fassen: Calvins Glaube steige beim Genuß in den Himmel, um dort Christum zu empfangen, Luther aber glaube, daß der Herr zu ihm komme und sich ihm hier mittheile. Da wurde mir's ganz klar, daß ich längst lutherisch geglaubt und erlebt habe: denn beim Abendmahl, wie im ganzen Glaubensleben habe niemals ich mich zu dem Herrn erhoben, lahm und gefesselt konnt' ich das nie, er hat immer den Anfang gemacht, hat meinem Schreien geantwortet: „Hier bin ich,“ und ist zu mir gekommen. Nun thut mir's aber bitter leid, in neuester Zeit zu hören, wie manche Lutheraner die Reformierten von der innigsten Gemeinschaft mit dem Herrn und unter einander im Abendmahl ausschließen wollen. Ach in solchen Dingen wäre viel zu fragen, denn das sind für ein einfältiges Laiengemüt unbegreifliche Dinge. Ist denn der Heiland und seine freie Gnade an unsere Rechtgläubigkeit gebunden? Er ist das Leben, seine Gnade das Heil, nicht die Art, wie wir ihn empfangen und aufnehmen, sofern das Herz nur auf ihn geht. Darum kann ich auch mit den Separatisten unmöglich stimmen und mit ihrem Ausschließen

hab' ich nichts gemein. Wer kennt das Herz des ärmsten Sünders, und was der Herr auf die Zukunft hin vielleicht ganz heimlich in diesem Abgrund begonnen hat? Ich ging einmal in Schaffhausen in die Spitalkirche, die zugleich Zuchthauskirche ist; auf der einen Seite standen die armen Gefangenen mit ihren Ketten rasselnd oder doch in den Züchtlingsjacken, auf der andern Seite Lahme, Ausfällige, Krüppel, und eben da fühlte ich mich an meinem Plaze — vor Gottes Auge unter meinesgleichen und ich hätte ganz freudig mit ihnen Kommunion halten können, in Hoffnung, der Heiland habe auch hier seine geheime Ernte. Ich weiß wohl, es wäre hier noch gar viel zu sagen, das wir armen Frauen nicht zergliedern können; und die Männer, ach, sie müssen eben streiten, selbst über das Bundesmahl der Liebe, die sich für alle geopfert hat. Es kommt mir oft vor, es könne zu etwas Rechtem, zu einer vollen Einigkeit durch das Band des Friedens gar nicht mehr kommen in der streitenden und selbstsüchtigen Gemeinde, bis der Herr selbst wieder kommt als der rechte Friede. Da ruft man dann immer wieder für das Ganze wie für unser einzelnes Leben mit seinem nächsten Kreise: „Komm, Herr Jesu! Amen, ja komm Herr Jesu!“

Und die Nachschrift: „Halte meiner Thorheit zu gute, wenn ich da über Dinge geschrieben habe, die ich nicht einmal verstehe. Ich verstehe wirklich gar wenig mehr außer dem Worte: „Kommet zu Mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Die Stimme wird mich noch durchs Todesthal leiten.“



6. Metas Erholungszeit.

Dieser Gang durchs Todesthal sollte nicht lang auf sich warten lassen. Zwar war es nicht ihr eigener, wohl aber der ihres treuerbundenen Mannes. Im Jahre 1855 hatte Dr. Heußler einen Schlaganfall gehabt, von dem er sich erholte; doch nur scheinbar. Das Jahr 1859 führte seinen Tod herbei. Meta schien schon früher so Schweres zu ahnen. In einem Briefe schrieb sie:

„In diesem Leben sehen wir doch nur einen kleinen Teil, nur den Anfang der Führungen Gottes; die Ewigkeit wird noch über manche Nacht ihr Licht ausgießen, wird uns, ach ich hoffe es zu dem barmherzigen Heiland, in Kraft seines ewig vollgültigen Opfers noch manches Gebetes Erhörung zeigen. Gott ist größer als unser Herz und thut manches Wunder, das unsere blöden Augen nicht zu sehen vermögen. Wir sind auf Glauben und Vertrauen angewiesen, wo wir gar nichts sehen. Darum: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben.“ Ihr gläubiges Ahnen wurde am Sterbebette des Gatten herrlich erfüllt. Ihr Mann, dem das rastlose Leben wie vielen seines Standes zur eigenen Verliesung keine Zeit gegönnt, erwies sich im Sterben als ein Christ und Held. Schon der gedruckten Todesnachricht fügte Meta für eine Freundin folgendes bei: „Gelobt sei unser ewiger Erbarmer, der Heiland, der eine ewige Erlösung gefunden hat. Er war nicht fern von diesem Sterbebette; Er hat seine Gnade wunderbar bewiesen. Nach einem Sturm kam ein lindes sanftes Säusen und in diesem war der Herr. Ach er nimmt ja die Zöllnersbitte an, Er nahm auch hier an und gab Frieden. O lobe den Herrn meine Seele.“ Und

gewiß im Hinblick auf diese Erfahrung war es gesagt, wenn sie ein Jahr später ihrer Freundin, die in eigener schwerer Trübsal war, schrieb: „Es kommt doch für ein jedes von uns die Stunde, da wir nur noch den 22. 38. 69. Psalm beten können, da „Satan unser begehret uns zu sichten wie den Weizen.“ Aber ein Anderer hat ja für uns gebeten, daß nicht abnehme der Schwache zitternde Glaube. Ach ich glaube, ich darf dies aus innerster Erfahrung bezeugen: Wenn die Fluten der Trübsal hoch über uns zusammenschlagen, dann gerade ist der starke Gott an unserer Seite, und ob wir seiner nicht inne werden, so wird er doch unseres Schreiens inne, und wenn es immer tiefer geht, hinunter in Abgründe, davor uns graut, so erfahren wir es am Ende: „Von unten aber sind ewige Arme“, und sinken tief hinein in diese Arme ewiger Barmherzigkeit. Es währt wohl oft so lange, ach Herr, wie lange! aber was sind diese Schmerzensnächte gegen die unendliche Ewigkeit? Und wenn dann solch' eine Jammerzeit vorüber ist — und das Längste auf Erden ist doch recht kurz — und wir dem Herrn nun hintennach sehen — dann war doch alles nur wie ein schwerer Traum, der vergangen ist, wie eine Morgenwolke, und nichts, gar nichts ist geblieben als Gottes ewige Gnade und Treue. O vergieb! ich will ja gewiß nicht predigen wie Hiobs Freunde, nur etwas stammeln von meinen Erfahrungen. Ach es geht für uns alle nur durch Zerbrechen und Sterben zum Leben!“

Wir fügen hier bei, was sie einer andern Freundin in schwerer Heimsuchung einst geschrieben:

„Die Hand des Herrn liegt schwer auf dir, aber so gewiß der ewig Wahrhaftige nicht lügen kann, so gewiß

hat Er auch dennoch nur Friedensgedanken über dir, und wie oft und wie bange wir seufzen: „Wie lange Herr, wie lange!“ es wird dir doch alle Noth einst vor- kommen wie ein Augenblick, wenn sie endlich hinter dir liegt. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden!“ O lies den köstlichen Psalm statt eines armen Briefes von mir. Die mit Thränen säen werden mit Freuden ernten. Für- wahr, Er zählt all' deine Thränen! Denk' an unfres Hohepriesters Eingang zur Herrlichkeit; als er am heißen Todeskreuze jeder Erleichterung des Leibes und der Seele ferne war, als das entsetzliche Verlassensein von Gott Ihn ergriffen hatte, der sonst eins mit Gott war, da war auch der Augenblick der ewigen Erlösung gekommen, und: „Es ist vollbracht!“ rief er auch für uns, auch für dich, armes weinendes Kind Gottes! Oft kann ich es glauben, dann ist die ganze, heiße Erdennot mir nur die Geburtsstunde des ewigen Lebens. Den Abend lang währt das Weinen; aber am Morgen wird Freude die Fülle sein. Jetzt noch schmachtest du unter dem Drucke einer fremden Welt, in dunkler Grube; ein Augenblick — vielleicht wohl der allerbängste — und vor uns liegt das unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Erbe, das uns jetzt dicht verschleiert ist. Aber — nicht glauben können — nur die Noth, nicht den Heiland empfinden, ach, das ist das allerfürchterlichste, ist ja aber eben das Verlassensein, das ein anderer vor uns durchgestritten, und für uns, daß nun auch die schwärzesten Wege der Trübsal uns nicht verschlingen dürfen. Einmal, hier oder dort, wird auch dein Herz wieder voll Dankes, dein Mund voll Ruhmens

sein; einmal werden auch die, deren Leben eine Wüste geworden, einander wieder jauchzend umarmen!"

Das „Verlassensein“ war nun auch an Meta herangetreten. Siebzehn lange Witwenjahre hatte sie noch zu verleben, bis sie wieder mit dem Gatten vereint wurde.

Anna Schlatter schrieb einst ihrer Tochter: „Gott verleiht unserm Geschlechte als Jungfrau eine Sammlungs- und als Matrone eine Erholungszeit; in der Zwischenzeit sollen wir mit Geist und Körper nicht uns sondern den Unserigen leben!“ Metas Erholungszeit war angebrochen. Zwar rückten teilweise die Enkel an die Stelle der Kinder für ihr mütterliches Sorgen. Die Hauptlast aber war von ihren Schultern genommen. Was sie einst einer alternden Freundin gewünscht, trat nun auch für sie ein: ein Herbstfrühling. Mit zwei unverheirateten Töchtern und der ihr innig verbundenen Schwester, der Tante Reguli, konnte sie nun in herzlicher Gemeinschaft nach ihren Bedürfnissen leben. Von den übrigen Kindern, die sich sämtlich verheiratet, lebten zwei in Zürich, ein Sohn als Arzt in der Nähe, und nur ein Sohn weilte in weiter Ferne. Für alle, welche in jenen Jahren das gastliche Doktorhaus in Hirzel betraten, und es waren ihrer nicht wenige, ist namentlich auch die erwähnte Tante Reguli unvergeßlich. Um ihretwillen widerstand Meta allen Bitten ihrer in Zürich wohnenden Kinder, nach dieser Stadt überzusiedeln. „Sucht nicht einen alten Baum zu verpflanzen, er kann nicht mehr Wurzel fassen“, war ihre wiederholte Antwort. Von ihrer Schwester Regula sagte sie oft zu ihren Kindern: „Ihr wißt, wie ich euch liebe, und wie ich mit euch lebe; aber ihr seid ein neues Geschlecht; nur noch mit meiner Schwester stehe ich in der

alten Zeit.“ Über Meta selbst schrieb einer der Besucher aus jener Zeit, der verstorbene Pfarrer Konrad Menzel vom benachbarten Schönenberg: „Viele Freunde und Gäste zogen jahraus, jahrein im Doktorhaus ein, die alle von der trefflichen Frau viel Anregung und Erquickung erhielten. Es war etwas in ihrem Wesen, das jedermann fesseln mußte. Alles, was sie sprach, war Geist und Leben und damit war vereinigt die lebenswürdigste Bescheidenheit. Bei all ihrer reichen Begabung ist sie immer ein einfaches Hausmütterchen geblieben, das sich im Kreise ihrer Kinder und Enkel am wohlsten fühlte!“ Unter den Männern, die sie näher kannte, und denen sie manche Anregung verdankt, sei außer Knapp besonders Professor Schaff in New-York, von Zürchern Bezirksrat Diethelm Hofmeister und Pfarrer von Birch (ihr eingetreteter Neffe), und vor allem der Ortsgeistliche, Herr Pfarrer Wild erwähnt, ein feiner frommer Mann, der alle Geistes- und Herzensinteressen mit tiefem Verständnis mit ihr theilte und bis zu ihrem Ende ihr vertrauter Freund blieb.

Unter den Besuchenden befand sich auch im Jahre 1855 Albert Knapp, jener treffliche Dichter geistlicher Lieder, der nicht mit Unrecht der Vater des modernen Kirchenliedes genannt werden könnte. Schon früher, seit 1833 hatte Knapp einige Gedichte Metas in seinem christlichen Taschenbuch, der Christoterpe, veröffentlicht, doch hatte Meta nur zögernd ihre Einwilligung dazu gegeben, und nur unter der Bedingung der Verschweigung ihres Namens. Sie trugen daselbst die Bezeichnung: „Lieder einer Verborgenen“. Auch jetzt erreichte Knapp nichts von der beharrlich sich Weigernden, an die Öffentlichkeit zu treten. Erst im Jahre 1858 erschien eine erste

Sammlung ihrer Gedichte unter dem von der Christoterpe herübergenommenen Titel ‚Lieder einer Verborgenen‘. Bei der zweiten Auflage entschloß sie sich, ihren Namen Meta Heußer-Schweizer zu nennen; hauptsächlich wegen der vielfachen Verwechslungen ihrer Lieder mit denen „aus den Papieren einer Verborgenen“. Die Verfasserin der letzteren, Frau Pfr. Cäcilie Zeller, starb im gleichen Jahre wie Meta. Eine zweite Sammlung von Gedichten erschien im Jahre 1867; doch enthält die erste weitaus die schönsten Perlen, darunter auch die meisten derjenigen, welche etwa in Kirchengesangbücher übergegangen sind. Knapp selbst führte die Dichterin beim Publikum ein. „Mein Herz freuet sich“, so schreibt er in der Vorrede, „diese Segenslieder einer theuern langjährigen Freundin hier der Gemeinde des Herrn zu übergeben. Denn die liebe Sängerin, eine halb 61jährige Frau und Familienmutter, äußerlich durch allerlei Kreuz, innerlich aber durch das gütige Wort Gottes zu einer Verkündigerin der Liebe Christi groß gezogen, versteht den geistlichen Flötenton wie den Posaunenhall des Glaubens im Kreise der Kinder Gottes seelenvoll anzustimmen.“ Dieser Einführung Knapps gegenüber ist es von Interesse, zu vernehmen, wie Meta selbst über die Sache dachte. Sie schrieb zu eben jener Zeit einer Freundin: „Meine Liebe, wenn dir meine Lieder zu Gesichte kommen sollten, so wirst du mir glauben, daß das Vorwort Knapps mich recht verletzt hat. So war es nicht gemeint, als ich nach vieljähriger Weigerung ihm die Sammlung und Herausgabe der zerstreuten Blätter überließ. Dir mag und darf ich das arme Büchlein nicht senden; du hättest nichts daran. Ach einmal werden wir doch zusammen dem Herrn ein neues Lied

singen.“ Trotz dieser Selbstbescheidung der Dichterin aber müssen wir es Knapp noch heute danken, daß er jene Herausgabe unternommen und so aus der „Verborgenen“ eine Bekannte gemacht hat.

Über Metas innere Stimmung aus jener Zeit geben uns folgende Worte aus einem Briefe des Jahres 1862 Auskunft. Sie schreibt darin: „Mit eigener Freude lese ich immer wieder die beiden letzten Kapitel der Offenb. Joh. vom neuen Jerusalem. O wenn diese Verheißung so recht in uns lebte, wir würden nicht so viel weinen über die Steine und Dornen am Wege hinauf — hinauf in die ewigen Hütten, in die Stadt Gottes. Ach wie köstlich ist es, daß wir wissen, wir dürfen und können uns unsere Lebenswege nicht selber machen, es liegt alles, Schmerz und Erquickung, Besitz und Entbehrung, Krankheit und Gesundheit in der Hand des Herrn, der einem jeden giebt, was Er will, und in Geben und Nehmen Gedanken der Ewigkeit für uns hegt, denn es zielt doch alles in seinen verborgenen Führungen nur auf unser zu ihm Kommen, auf unser ewiges Heil ab.“

Doch wer glauben würde, daß nun Meta sich in falscher Sentimentalität einem rein beschaulichen Leben hingegeben hätte, der wäre falsch berichtet. Über dem Blick nach dem Jenseits vergaß sie keineswegs die Aufgaben des Diesseits. Namentlich liebte sie es, junge Leute in ihrem Hause zu sehen, mit denen sie selbst wieder jung wurde und für die sie wahrhaft mütterlich besorgt war. Hören wir eine ihrer jugendlichen Besucherinnen aus jener Zeit. Sie schreibt uns: „Ein richtiges Bild der Frau Doktor sich zu machen, ohne persönlich sie gekannt zu haben, ist kaum möglich. Schon von Kind auf hörte

ich viel von ihr; als dann mir endlich das Glück erblühte, eine Ferienzeit im schönen Hirzel zuzubringen, da klopfte mir das jugendliche Herz gewaltig in Ehrfurcht, diese Majestät in Menschengestalt kennen zu lernen! Und wie erstaunt, wie beruhigt ward ich, in der Dichterin ein liebes bescheidenes Mütterchen zu finden, welches mich gleich aufforderte, mit ihren Töchtern ihr Mama zu sagen.“

Unser Bild stammt aus jener Zeit. Freilich man hat Mühe, in diesen lieben schlichten Zügen die gottbegnadete Dichterin zu erkennen; was aber aus ihnen herausleuchtet, ist mütterliche Herzlichkeit gepaart mit jenem Ernst, der die Frucht schwerer Lebenserfahrung ist. So war sie eine Majestät, aber eine jener Majestäten Gottes, wie sie selten nur auf Thronen zu finden ist, dagegen häufiger in Kinderstuben und an Krankenbetten. Unvergesslich war ihre Gestalt jedem, der ihr Haus betrat, unvergesslich ihre Worte, oft feine treffende Bemerkungen, die im Herzen haften blieben. Sie besaß die große Kunst, den Leuten Wahrheiten zu sagen, oft sogar bittere Wahrheiten, ohne ihnen weh zu thun. Aber auch zu trösten, zu ermuntern und aufzurichten, sei es mündlich oder schriftlich, vermochte kaum einer wie sie. Mit herzlicher Teilnahme umfaßte sie auch Wohl und Wehe der ferneren oder näheren, der geistlichen oder leiblichen Verwandtschaft, und gerne ließ sie ihre Gabe, ob es galt, einen grünen, silbernen oder goldenen Hochzeitskranz zu winden oder sonst ein Familienfest zu verschönern, eine Zusammenkunft zu weihen. Wie sie oft das treffende Wort fand, davon nur einige Beispiele: Als einst über Schönheit geredet wurde, sprach ein anwesendes junges Mädchen sein Bedauern aus, dieses Glückes so ganz zu entbehren. Mit einem liebevollen

Blick tröstete Meta dasselbe: „Ghind, liebli si ist über hübsch!“ Als eine ihrer Ferientöchter bedauerte, bald wieder in das profaische Alltagsleben zurückkehren zu müssen, tröstete sie wieder: „Der liebe Gott giebt uns oft eine Zeit der Erquickung damit wir gestärkt werden, kommende Lasten zu tragen.“ Aus jener Zeit wird auch folgendes Ereignis erzählt, das jedenfalls Metas Schlagfertigkeit und Ernst bezeichnend illustriert. Bei einer geselligen Vereinigung wurde bei einem Schreibspiel die Frage gestellt: Was hättest du wohl studiert wenn du ein Mann gewesen wärest? Sie antwortete nach kurzem Besinnen:

Erst hätt' ich studiert mein eigen Herz,
 Dann hätt' ich studiert der Menschheit Schmerz,
 Drauf hätt' ich studiert den Erlöser der Welt,
 Und dann das Studieren eingestellt.

Ganz „Mutter“ war sie bei ihren „Töchtern.“ „Wie herzlich wohl“, erzählt oben erwähnte Schreiberin, „war es jedem lauterem Gemüt bei dieser Mama; es war kein „Moralpredigen“, kein ängstliches „Wache stehen“ für ihre Ansichten und ihr inneres beschauliches Leben; herzlich lachte sie mit uns jungem Volk, machte mit uns Schreibspiele, gab bei der Arbeit uns Rätsel zu lösen; nur wenn sich eins ein liebloses oder hartes Urteil erlaubte, sagte sie ernst: „Aber Ghind!“



7. Metas letzte Lebensjahre und Heimgang.

Immer mehr aber machte das Alter seine Rechte an Meta geltend. Im Jahre 1862 hatte sie noch ihre Freunde in St. Gallen besucht, auch dann und wann noch eine kleinere Reise in Gottes schöner Welt, ihrer Heimat, unternommen; noch im Jahre 1870 treffen wir sie bei einer Zusammenkunft mit Freunden in Heiden, sechs Jahre vor ihrem Tode. „Meta“, heißt es von jenem Besuche, „war so geistesfrisch wie immer. Wie sprach sie oft mit Begeisterung von einer gehaltenen Fernsicht und dem dabei durch ihre Seele Gegangenen!“ In demselben Jahre hat Meta noch mit warmer Anteilnahme dem Verlauf des großen Krieges zugeesehen, mit ihren deutschen Sympathien in ihrer Umgebung fast alleinstehend. Sie schreibt nach den ersten Siegen des deutschen Heeres an deutsche Freunde: „O wie hat mein deutsches Herz gezittert! Aber Gottes Hand hat die Gefahr gewandt und Sieg gegeben. Schon das war ja der erste Segen der Erbsal, daß die deutschen Stämme sich so zusammenschlossen in der Stunde der Anfechtung und auf einmal ein einiges ungetrenntes Deutschland dem Feinde entgegentrat. Ach, werden nicht auch die zersplitterten Christen, die Gläubigen bald einmal sich vereinigen unter dem einigen Kreuzpanier, dem einen Feind gegenüber? Und wie hat diese deutsche Einigkeit so herrliche Früchte getragen! Immer und immer klingt mir der 118. Psalm vom 14. Vers an im Herzen wieder, da steht besser ausgedrückt, was ich euch zurufen möchte, als ich es selber könnte. O wie hat doch die Bibel für jede, jede Herzens- und Lebensstellung und Erfahrung ein eigens zutreffendes

Wort und Lehre, Mahnung, Trost und Kraft darin!“
Und später ebenfalls in Bezug auf den Krieg:

„Ich lese jetzt gern in Gedanken an und für meine lieben Deutschen den 91. Psalm, freilich auch den 90., der so ganz in den Ernst dieser Zeit paßt. Bitte lies diese Psalmen, statt eines armen Briefes, den ich jetzt doch nicht zu schreiben vermag. Dieser furchtbare Krieg und seine lange Dauer ist doch ein Gericht, das auf uns allen schwer lastet; und auf die ersten Siegesfreuden folgt doch so vielfache Not, so tiefgreifender Jammer überall. Wir haben ja einen wunderbaren, verborgenen Gott! Süßer Trost für uns, die wir glauben können, daß doch alles in seiner Hand steht, Gericht und Gnade und ewiges Leben mitten in der Todesernte.“

Ihr Geistesleben in dieser Zeit wurde immer mehr ein nach innen gewandtes. Dazu gesellte sich ein täglicher, ja fast stündlicher Umgang mit dem Wort Gottes. Namentlich wie wir schon hörten, sind es die Psalmen, in die sie sich mehr und mehr hineinlebte, die ihrem Herzen besonders teuer wurden. Einer Freundin schrieb sie zu deren Geburtstag, sie möchte ihr den 103. Psalm recht tief in die Seele hinein oder vielmehr herausbeten, und fuhr dann im Blick auf sich selbst fort:

„Die alte Leyer ist ganz eingerosetet, ich merke immer mehr so was vom Einpuppen der Raupe, die nach außen mehr und mehr eine Kruste bekommt, hin aber froh und dankbar für die Gnade, daß doch im Innersten das Loblied forttönt und die Liebe nimmer aufhört.“ „Die Liebe höret nimmer auf!“ Dies Wort geleitete sie so recht die letzten Jahre ihres Lebens hindurch, bis in die Stunde

des Todes. Im Blick auf diese Liebe, die sie ja selbst in ihrem Alter an sich erfuhr, bezeugte sie: „Ja Er führet mich auf rechter Straße und hat mich geführt bis ins hohe Alter; um seines Namens willen, indem die Schuld getilgt, das Heil besiegelt, und ewiges Leben uns geschenkt ist.“ Und als die Jahre 1872 und 1873 ihr noch manches Schwere brachten, den Tod eines Enkels, die Erkrankung ihres Sohnes, schreibt Meta im Blick auf den zurückgelegten Winter: „Es liegt hinter uns ein schwerer Winter, ein Gang durchs Meer der Trübsal. Des Herrn Gnade ist es, daß wir nicht ganz darin versanken. Er ging ja mit.“ Und sie bezeugt auch hier wieder: „Im Worte Gottes liegt ein uner schöpfflicher Quell von Trost verborgen, der oft in den dunkelsten Stunden uns wunderbar erquicht und den Blick in die Ewigkeit nach der kurzen Lebenspein klar macht.“ Wie köstlich ist auch, was sie im Hinblick auf eigene Lebenserfahrungen zum Troste einer angefochtenen Seele schrieb, die zweifelte ob sie „bekehrt“ sei:

„O wenn ich jemals meine Seligkeit auf das Bewußtsein meiner Bekehrung hätte gründen müssen, so wäre ich tausendmal verzweifelt auf meinem Glaubenswege. Nicht unsere Bekehrung; seine Gnade, die sich zu uns lehrt; selbst nicht was Er in uns that, (was sich unsern Blicken so oft verdunkelt) sondern was er für uns that, dort in Gethsemane und Golgatha ist der Grund unseres Glaubens, unserer ewigen einzigen Hoffnung.“ So trat sie für sich und andere, fest im Boden biblischer Realitäten wurzelnd, der falschen Meinung weichlicher Naturen entgegen, die die Gewißheit ihrer Seligkeit so gern auf ihr (so schwankendes) Gefühl gründen möchten; getreu

dem Worte: „Wenn ich auch gar nichts fühle, so bleibt doch Gott die Liebe!“

Am innigsten verbunden blieb sie mit ihrer nun auch über achtzigjährigen Schwester Regula. Das so lange Zusammensein mit dieser betrachtete sie als ein augenscheinliches Wunder der göttlichen Gnade. Zwar mußte sie auch bei der heiß geliebten Schwester mit der Zeit ein langsames Hinsinken aller Lebenskräfte wahrnehmen. Doch hielt sie sich an ihres Heilands Wort: Ich lebe und ihr sollt auch leben.“ Ihrer eigenen „Hoffnung Stern“ blieb das Schächerwort: „Mit mir im Paradiese . . !“ Einmal klagt sie wohl auch: „Da rauscht der Strom dieser gottentfremdeten Welt so gewaltig um uns her, bis in die Nähe, daß das schwache innere Leben in der abgematteten Leibeshülle oft vor Traurigkeit entschlafen will. Meine tägliche schwere Sorge ist der immer lautere Siegesruf des Unglaubens, der uns hier fast einstimmig umtönt und obschon scheinbar ruhig, auf seine Macht bauend, ein tobendes Meer bildet, welches die jungen Seelen unvermeidlich durchschiffen müssen. Ach es braucht eine Wundergnade, sie durch alle Klippen ohne bleibenden Schaden hindurchzubringen.“ Aber immer wieder hält sie sich an das Wort der Verheißung: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.“

In demselben Jahre 1874 hatte Meta einen Schlaganfall, von dem sie sich aber wieder erholte. Sie konnte wieder im Gärtchen unter ihren Blumen sitzen, „die sie immer mit so großer Liebe und Sorge gepflegt und für deren Sprache sie ein ordentliches Verständnis hatte. Manches Bild für innere Erlebnisse fand sie bei diesen

Pfleglingen, wovon auch die gedruckten Blumenlieder zeugen.“ Aber Meta selbst war seit dieser Krankheit eine andere geworden; mehr noch als früher führte sie ein Jünnenleben. „Als nun gar im Spätherbst Schwester Reguli, die ihr von Kindheit an immer unausgesetzt zur Seite gestanden, alles mit ihr geteilt und getragen hatte, so still wie sie gelebt, heimging, wurde Meta vollends mit allen Fasern vom Erdboden gelöst und ihr schon droben weilender Sinn hatte nun vollends keine andere Richtung mehr.“ Noch schrieb sie einer Freundin, die ihr selbstgemachte Lieder übersandte: „Ich kann sie nicht mehr erwidern hienieden. Aber Johannes hat ja auch im Himmel noch singen hören. Dort, ich hoffe es, giebt es auch für uns wieder Lieder, alle aus dem Grundton: „„Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Ehre und Preis und Lob, denn es hat uns Gott erkauft mit seinem Blute.““ Das ist ja der Grundton unseres ewigen Lebens.“ Noch wurde im Juni 1875 für Metas von wiederholten Schlaganfällen, sowie von Appetit- und Schlaflosigkeit ermatteten Körper eine Luftveränderung versucht; sie begab sich an den Fuß des Pilatus, doch ohne Erfolg. Ein Besucher der sie im Spätherbst in Hirzel aufsuchte, fand sie „stillter, in sich gefehrter, aber doch noch geistesfrisch und in alter Liebe und Wärme“.

Aber ihr Ende nahte unaufhaltsam. Ein halbes Jahrhundert zuvor hatte sie gesungen:

„Bleibe denn, o Gottesfriede,
Der Vollendung Vorgefühl,
Bis die Hütte sinkt, die müde,
Bis ans still ersehnte Ziel
Liebend über deinem Kinde,

Bis es fern von Schmerz und Sünde
 Ganz die Gottesruhe schaut.
 Du, der sie für uns errungen,
 Der den Tod in Sieg verschlungen
 Dem das Auge brechend traut,
 Gib uns in des Scheidens Schmerzen
 Lebenskraft aus deinem Herzen,
 Fürst des Lebens, der einst starb.
 Laß in ihren letzten Wehen
 Die verführte Seele sehen,
 Was dein Sterben uns erwarb.
 Halt uns fest in dir zusammen
 Hier und dort in Gottes Ruh!
 Komm, verkläre deinen Namen,
 Sprich dein heilig Ja und Amen
 Unfern Thränenbitten zu!“

Ohne es zu ahnen hat sie ihr eigenes Heimgehen damit beschrieben. Am 2. Januar 1876 folgte Meta ihrer genau 40 Jahre zuvor entschlafenen Mutter nach. Wie sie selbst einst deren Heimgang beschrieben, so lassen wir hier noch die Schilderung ihrer Tochter Meta folgen. Sie schreibt an deren Freundin, der wir so manche Mitteilungen zu diesem Lebensbilde verdanken:

Wenige Stunden vor ihrem Heimgang sprach sie zu uns Schwestern: „Die Liebe höret nimmer auf“. Ihr allerletztes Wort vor dem Einschlafen war „Gnade“, dann schlug sie die Augen noch zum Himmel auf und entschlief so ruhig wie ein Kind. Auf ihrem Angesichte war bis zum Begräbnis eine ganze Berklärung ausgegossen; man mußte sich mit ihr der Erlösung freuen. Am Montag vor Weihnachten war sie zum letztenmal in der untern Stube; Dienstags kam ein heftiger Krankheitsanfall; ihre

Kräfte schwanden nun so schnell, daß an kein Aufstehen mehr zu denken war. Die liebe Mama hatte längst ihr Heimgehen nahe gespürt, sie war offenbar den Herbst durch gestorben und gänzlich von allem Irdischen abgelöst, daß ihr eigentliches Sterben kein Sterben, sondern nur ein seliges Einschlafen war, um in der Ewigkeit aufzuwachen. Sie blieb bei völligem Bewußtsein, bis zuletzt. Am letzten Vormittage besuchte sie Herr Pfarrer Wild, Mamas getreuer Freund, betete mit ihr, sagte ihr Bibelsprüche vor, wobei sie deutlich wiederholte: „Ja komm, Herr Jesu, Amen!“ und Herrn Pfarrer fest und innig die Hand drückte. Als Schwester Anna sie fragte: „Nicht wahr, du freust dich in den Himmel zu gehen?“ antwortete Mama: „O ja!“ —

Am gleichen Tag, da ihre Mutter bestattet worden, am 7. Januar, legte man Metas Hülle in die Erde. An ihrem Grabe wurde das Lied gelungen das sie einst für die singende Gemeinde umgedichtet: „O Jesu Christ, mein Leben.“ Auf ihrem Grabe stehen die Worte, die ihres Lebens Kraft, ihres Alters Trost, ihres Sterbens Labung gewesen: „Die Liebe höret nimmer auf!“



8. Rückblick. Meta Heuser-Schweizer als Dichterin.

Bevor wir das Lebensbild schließen, müssen wir noch der Gabe gedenken, durch die Meta Heuser Tausenden und Abertausenden, bis hinüber über das Weltmeer, lieb

und teuer geworden ist. Wir haben schon geschildert, wie die liebliche „Verborgene“ eine Bekannte geworden ist. Ihre reiche Dichtung wurzelte völlig in ihrem frommen Leben. Was sie in so vielen ihrer Briefe zur Stärkung, Tröstung und Erbauung ausgesprochen, das und nichts anderes war es auch, was sie in ihren Liedern sang. Oft finden wir hier und dort überraschende Anklänge, hören aus den Briefen verwandte Töne herausklingen, wie wir sie in den Gedichten vernehmen. Darin ist es auch begründet, daß der Anschauungskreis der Dichterin nicht gerade ein sehr weiter und mannigfaltiger ist. Die Überschriften, die sie ihren Dichtungen gab, kennzeichnen ihn wohl am besten: „Naturanschauungen, Inneres Leben, Mutterworte, Gelegenheitsgedichte.“ Aber immer weiß sie scheinbar das Alltäglichsste und Zufälligste mit den höchsten Gedanken des Glaubens und der Hoffnung zu verknüpfen. Sie hat auch nicht für das „große Publikum“ geschrieben; schon rein äußerlich betrachtet, sich immer dagegen gewehrt, „unter die Leute“ zu geraten; sie hat sich aber eine umso treuere Gemeinde gesammelt unter den „Stillen im Lande“ hin und her. Auch scheint die Anzahl ihrer Lieder, in zwei kleinen Bändchen gesammelt nicht groß! es ist dies aber erklärlich durch die große Sorgfalt bei der Sichtung ihrer Lieder, sowie durch den Umstand, daß so viele derselben rein persönlichen oder Gelegenheits-Charakter tragen. So war ja Meta auch keine Berufsdichterin, und doch war kaum eine zur Dichterin so berufen wie sie. Wenn irgend eine Dichterin von sich sagen konnte: ich singe wie der Vogel singt der in den Zweigen wohnet, so war es Meta. Was Luise Hensel, die Verfasserin des Liedes: Müde bin ich geh'

zur Ruh', von sich bezeugte, hätte Meta auch auf sich anwenden können: „Ich habe nie Lieder gemacht, sie wachsen mir so aus dem Herzen, es kommt von selbst und ist eigentlich nur für mich (bei Meta: nur für meine Lieben) wobei auch kein Mensch was verliert.“ Wenn jener Satz der Poetik wahr ist: daß jede Dichtung eine Gelegenheitsdichtung sein müsse — wobei freilich dem Worte Gelegenheit eine tiefere Bedeutung zugemessen werden muß — wenn man aus diesem Grunde Goethe schon den größten Gelegenheitsdichter genannt hat, so war auch Meta und wollte nichts anderes sein als eine Gelegenheitsdichterin durch und durch. Mit geringer Mühe ließe sich bei jedem ihrer Gedichte der äußere oder innere Anlaß ihrer Entstehung konstruieren, auch wo die Dichterin nicht selbst schon durch Jahreszahl oder einen anderen Hinweis dazu Hand böte. Sie erlebte ihre Gedichte und dichtete Erlebtes. Unter ein Gedicht ihrer Jugendzeit konnte sie nach einem Menschenalter schreiben „neu empfunden“, ein edles Zeugnis auch dafür, wie diese harmonische Natur sich innerlich stets treu geblieben und die Verwandlungen und Wandlungen von der Jungfrau bis zur Matrone nur ihr Äußeres betrafen, die Puppe von der sie sprach. Durch diese Ursächlichkeit ihrer Dichtungen erklärt sich auch jener heftige Widerstand, den sie einer Veröffentlichung derselben entgegensetzte, die peinliche Sorgfalt in der Auswahl des zu Veröffentlichenden und die verhältnismäßig geringe Anzahl ihrer bekannt gewordenen Dichtungen.

Wie ängstlich sie bestrebt war, nicht ihr Gehöriges von sich fern zu halten, möge folgendes beweisen. Es kann auffallen, daß in keiner ihrer Sammlungen jenes herrliche Lied sich findet, das als Nr. 200 im St. Galler,

als Nr. 256 im schweizerischen Kirchengesangbuch steht und auch an ihrem Grabe gesungen worden, jenes: „O Jesu Christ mein Leben“. Es hat dies in einem Umstand sein Bewandtnis, der geeignet ist, uns so recht jene zarte Gewissenhaftigkeit Metas zu zeigen. Sie hat nämlich dieses Lied nicht frei gedichtet. Die Dichterin, die es so oft hatte erleben müssen, wie ihre eigenen Gedichte fremden Verfassern unterschoben wurden, schrieb über dieses Lied selbst, vier Jahre vor ihrem Tode, an den ersten Herausgeber des schweizerischen Kirchengesangbuches, Pfr. Dr. Weber in Hönegg: „Es war vor 30 Jahren, daß mein Nefse, Herr Pfarrer Birch, einen kleinen Kreis junger Leute am Sonntag Abend bei sich versammelte, um durch Einüben von Chorälen den Sinn für Kirchengesang zu wecken. Er beriet mit mir über einen Text zu der alten lieblichen Melodie: es ist ein' Ros' entsprungen. Wir suchten lange vergebens. Ungesucht fiel mir Nr. 1527 der 1. Ausgabe von Knapps Lieder-schatz in die Hände. Einige Verse sprachen mich an und da ich in dem alten Liede, dessen Verfasser selbst Knapp nicht anzugeben wußte, wenigstens keinen bekannten Dichter anzutasten glaubte, so fing ich an, das Lied für unsern Zweck umzuschaffen, merkte aber bald, daß es ein anderes, neues würde.“ So sagte Meta auch selbst stets, so weit sie langens konnte, welchen Ursprung das Lied gehabt. Daß es aber wirklich ein neues geworden und daher berechtigt, Metas Namen zu führen, beweist dessen Vergleichung mit dem älteren Liede.

Manche ihrer Gedichte, mit denen sie Fröhliche erfreute, Trauernde tröstete, Irrende heimführte, ruhen als stillverborgenes Korn der Ewigkeit in unbekanntem Fur-

hen, eine Saat auf Hoffnung, deren Früchte erst offen-
bar werden, wenn die Erlöseten des Herrn einst wieder-
kommen mit Jauchzen und bringen ihre Garben.

* * *

Welche Bedeutung, so fragen wir nun, kommt Meta Heußer-Schweizer als Dichterin zu? Statt unseres eigenen Urtheils wollen wir dasjenige einiger kompetenteren Männer vernehmen. Daß Knapp nicht gering von ihr dachte, haben wir bereits vernommen. Wie hat er, der einst darüber klagte, daß gewisse Frauenseelen dem Reiche Gottes besonderen Abbruch zu thun befürchten, wenn sie ihre Gedichte nicht drucken lassen, wie hat Knapp nicht um die Gedichte der Verborgenen jahrzehntelang geworben! Otto Kraus, der Herausgeber der geistlichen Lieder des 19. Jahrhunderts, der von Meta ein kurzes aber liebevolles Lebensbild entworfen und eine feine Auswahl ihrer Lieder giebt, sagt von ihr: Meta Heußer ist unzweifelhaft die bedeutendste der geistlichen Dichterinnen, die in unsern Tagen den evangelischen Kirchen angehören. Ihre herrlichen Lieder, frei von allem Gemachten und Gesuchten, sind der unmittelbarste Erguß ihres Herzens. Konrad Menzel urtheilt: Die Tiefe und Wärme der Empfindung, die Einfachheit und Klarheit der Gedanken, die ungekünstelte Vollendung in der Form fällt sofort jedem in die Augen, der einen Blick in diese Lieder thut. Und Weber bezeugt: ihre Lieder offenbaren eine innige klare Frömmigkeit; eine sinnige Weichheit und unermüdete Liebe, mit welcher sie aus dem Füllhorn ihrer Dichtergabe die lieblichsten Blumen auf die Lebenspfade anderer zu streuen wußte.

Endlich urtheilt Leimbach, in seinem größeren Werke: „Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart“ über Metas Dichtergabe folgendermaßen:

„Unfraglich haben wir eine der bedeutendsten Dichterinnen der Neuzeit in Meta Heußer anzuerkennen. Zwar ist ihr Lebenskreis ein enger und ihr Lebensgang einfach, aber die fehlende Mannigfaltigkeit der Eindrücke wog die Schärfe der Beobachtung reichlich auf und der Umgang mit wenigen Personen machte sie nicht arm, sondern regte sie, da diese wenigen wirklich treffliche, ernste und bedeutende Menschen waren, nur umsomehr und nachhaltiger an. Was wir besonders an der Dichterin schätzen müssen, und was es erklärt, daß ihre Dichtungen so ansprechen, das ist die Einfachheit und die mit dieser verbundene Unmittelbarkeit und Wahrheit der Empfindung: Hier spiegelt sich nicht nur eine schöne und edle Seele, nein, die Gedichte sind selbst der Ausfluß der Seele. Die Einfachheit der Erlebnisse, welche hier dargestellt werden, wird ganz vergessen, um der Treue willen, welche in der Hervorhebung der kleinsten Züge liegt, um der Lebenstreue der Bilder willen, welche sie entwirft; und dabei überrascht geradezu die Fülle der Liederformen und die Gewandtheit in der Handhabung auch der schwierigsten Strophenform. Der Reim ist stets frisch und rein, das wirklich schöne Kleid der ernstesten und schönsten Gedanken.“

Soweit kompetente Zeugen.

Gewiß ist dabei, daß es etwas giebt, das allen äußerlichen Dichterruhm überstrahlt und allen prunkenden Glitter entbehrlich macht. Goethe hat einmal zu seiner Demütigung die Bemerkung gemacht, daß keines seiner

Lieder für ein Gesangbuch zu brauchen sei. Ihm fehlte dieses Etwas, das unsere still und bescheiden in einem Erdenwinkel wohnende „Verborgene“ besaß.

Wie aber hat die Verstorbene selbst über ihre Kunst gedacht? Einer Äußerung derselben hierüber in einem ihrer Briefe haben wir bereits erwähnt. In poetischer Weise hat es die Dichterin in folgenden Worten ausgedrückt, die ihr dichterisches Fühlen und Wollen besser schildern, als irgend jemand es vermöchte und mit denen wir dies schlichte Lebensbild einer Verborgenen beschließen möchten; sind sie doch zugleich ein beredtes Zeugnis ihrer Demut und Selbstbescheidung. Sie sind dem zu Anfang erwähnten Gedichte entnommen und bilden dessen Beschluß; wir teilen sie mit einer leisen Änderung mit:

Wie kunstlos sein verborgnes Leben
Das Vöglein singt — im dunkeln Hain,
So sang ich, was der Herr gegeben,
Ach, nicht wie Er es schuf, so rein.
Kein Dichterkranz ist mir gewähret;
Doch wenn mein Lied in einer Brust
Den Namen Jesu mild verkläret
So schwillt mein Herz in sel'ger Lust;

Und weiß, es ist nur Seine Gabe,
Wie jedes Korn der Ewigkeit.
Ihm sei denn, was ich bin und habe,
Ihm sei mein schwaches Wort geweiht.
Doch was ich leise nur gesungen
Von unsres Glaubens selgen Hort:
Verkündet ihr's mit Feuerzungen
In der Gemeinde fort und fort.

Ein reiches, edles Leben ist an uns vorübergezogen. Das Leben einer Dichterin, die ihre von Gott verliehene Gabe im Dienste des Nächsten verwendend, Unzählige in der Nähe und Ferne damit beglückt und erquickt; das Leben einer Christin, die, ob auch in engen Verhältnissen lebend und in harter Kreuzeschule, sich gerade darin als treue Jüngerin des Herrn bewährt. Und so sind es denn nicht ihre reichen Gaben die sie uns so teuer gemacht; mehr noch ist es ihr christlicher Wandel, ihre Demut und Treue, ihre Herzenseinfalt und Glaubenswärme. Und diese sind es ja auch, auf die es zuletzt vor Gott ankommt, ob dir die reichsten Gaben des Geistes und Gemütes verliehen, oder ob du still und unerkannt deinen Lebensweg dahingehst. Möge das Bild dieser edlen Rebe am noch edleren Weinstock, das wir nur in schwachen Umrissen zu zeichnen vermocht, uns das Eine recht eindrücklich machen, was Metas ganzen Erdenwandel kennzeichnete: „Ohne Mich könnt ihr nichts thun!“



Reben am Weinstock.

Lebensbilder aus allen Zeiten der christl. Kirche.

I. Bdchn. Die St. Gallische Kaufmannsfrau Anna Schlatter, von Ernst Miescher.

Brosch. M. —.90 = Fr. 1.— | Geb. M. 1.60 = Fr. 2.—

II. Bdchn. Stephan Serres und Johanna Terrasson, zwei Glaubenszeugen aus der Zeit der Hugenottenverfolgung, von G. Peyer und C. Pestalozzi.

Brosch. M. —.90 = Fr. 1.— | Geb. M. 1.60 = Fr. 2.—

III. Bdchn. Der Basler Ratsherr Adolf Christ, geschildert von J. Chr. Eppler.

Brosch. M. 1.30 = Fr. 1.60 | Geb. M. 2.10 = Fr. 2.60

IV. Bdchn. Johann Hinrich Wichern und das Rauhe Haus. Leben und Wirken eines Vaters und Förderers christl. Liebesthätigkeit von J. Schnyder.

(Jetzt Verlag der Agentur des Rauhen Hauses.)

V. Bdchn. Oberst Otto von Büren. Nach seinen Tagebüchern und andern Aufzeichnungen von Professor S. Wettli.

Brosch. M. 1.30 = Fr. 1.60 | Geb. M. 2.10 = Fr. 2.60

VI. Bdchn. Amos Comenius, von Professor Rudolf Stähelin.

Brosch. M. —.90 = Fr. 1.— | Geb. M. 1.60 = Fr. 2.—

VII. Die Märttyrer-Gemeinde von Sevilla. Ein Bild aus der spanischen Reformationsgeschichte. Von Wilhelm Schlatter.

Brosch. M. 1.40 = Fr. 1.75 | Geb. M. 2.20 = Fr. 2.75

